

DER FELS

Benedikt XVI.:

Frauengestalten, die in der frühchristlichen Mission verantwortungsvoll mitgewirkt haben 195

Diakon Raymund Fobes:

Die Kirche hat Schätze, woraus man Hoffnung schöpfen kann 204

Ursula Zöller:

Ein Herz, das sieht 206

Katholisches Wort in die Zeit

53. Jahr Juli 2023



INHALT

Benedikt XVI.:

Frauengestalten, die in der frühchristlichen Mission verantwortungsvoll mitgewirkt haben 195

Prof. Dr. Dr. Ralph Weimann:

Neuevangelisierung:
Von der Abwendung zu
neuer Zuwendung – Fortsetzung 198

Prof. Dr. Reinhold Ortner:

Wenn die Seele in
Schwingungen kommt 202

Diakon Raymund Fobes:

Die Kirche hat Schätze, woraus
man Hoffnung schöpfen kann 204

Ursula Zöller:

Ein Herz, das sieht 206

Pastoralreferent Alfons Zimmer:

Mehr Gehör für einfache Gläubige ... 208

Dr. Christina Agerer-Kirchhoff:

Willi Graf, Widerstandskämpfer
gegen Krieg und Verbrechen 210

Pastoralreferent Alfons Zimmer:

Der Wolf in Bibel und Fabel 212

Ursula Zöller:

Reformer und Wegbereiter in der Kirche:
Guido Schäffer 214

Prälat Pfr. Ludwig Gschwind:

In Vergessenheit geraten –
Der Kommorant 215

André Stiefenhofer

Deutsche Glaubensspuren
in Pakistan 216

Prof. Dr. Hubert Gindert:

Zur Legalisierung von Cannabis
– ist das Jugendschutz? 219

Auf dem Prüfstand 220

Veranstaltungen 223

Impressum „Der Fels“ Juli 2023 Seite 223
Redaktionsschluss ist jew. der 5. des Vormonats

Titelbild: Heimsuchung

St. Martin Kirche, Verkündigungskapelle,
Asti, Fresko, Giovanni Battista Pozzo
(1662-1730), privat

Foto- und Quellennachweise: Seite 221

Liebe Leser,

Ende Juni haben wir die Hälfte des Jahres 2023 hinter uns gelassen. Es ist Zeit, eine Zwischenbilanz zu ziehen. Die Sorgen, mit denen wir in das Neue Jahr eingetreten sind, stehen weiter ungelöst vor uns: Der Krieg in der Ukraine mit den verbundenen Folgen und Ängsten, die Versprechen der Ampelkoalition mit den „Umbrüchen“ und neuen gesellschaftlichen Freiheiten. Sie stoßen auf die „Realitäten“. Das ist ein Nährboden, auf dem politische Utopien gedeihen, z.B. die der „Letzten Generation“. Sie versuchen, ihre Vorstellungen mit Gewalt durchzusetzen. Katholiken in Deutschland fragen sich, was wird mit dem Glauben der Kirche durch den „Synodalen Prozess“ geschehen?

Es gibt aber auch Positives zu berichten. Ein Freund schrieb mir: „In unserem Pfarrverband läuft an sieben Dienstagen der Glaubenskurs »Nehmt Neuland unter den Pflug« mit einer Dominikanerin. Sie ist eine große Verehrerin von Edith Stein, Benedicta a Cruce, was immer wieder durchscheint. Der Glaubenskurs besteht aus einer Stunde Vortrag und einer Stunde eucharistischer Anbetung. Keine Diskussion. Sogar evangelische Christen kommen, um sich an katholischer Vollwertkost zu stärken. Es sind im Schnitt 50-60 Personen.“ Ein Hoffnungszeichen in kleinen Schritten! Es erinnert an das Wort von Joseph Ratzinger: „Nur wenn die Kirche anfängt, sich selbst wieder als das darzustellen, was sie ist, wird sie das Ohr der neuen Heiden mit ihrer Botschaft zu erreichen vermögen“. Es kommen die Suchenden, die sich die Sehnsucht nach Gott bewahrt haben. Sie machen sich auf den Weg, weil sie bereit sind, sich der Antwort von Mutter Teresa auf die Frage zu stellen: „Was muss sich ändern“? Sr. Teresa von Kalkutta hat bekanntlich geantwortet: „Ich und Du müssen uns ändern“. Selber umkehren! Das ist nicht de-

legierbar. Das ist der Inhalt der Aufforderung, mit der Jesus seine Sendung unter den Menschen begonnen hat. Es geht heute nicht um spektakuläre Initiativen, sondern um Tiefe, welche aus der Betrachtung und Verbindung mit Jesus erwächst. Wenn Jesus seinen Jüngern etwas nahebringen wollte, nahm er vertraute Bilder aus ihrem Leben, z.B.: „Ich bin der wahre Weinstock und mein Vater ist der Winzer. Jede Rebe an mir, die keine Frucht bringt, schneidet er ab ... Denn getrennt von mir, könnt ihr nichts vollbringen“ (vgl. Joh 15,1-5). Deswegen wird auch der „Synodale Weg“, der das Wort Jesu meidet, keine guten Früchte bringen.

Eucharistische Meditation ist konkret wie die Betrachtung des Antlitzes Jesu in Manoppello. Wir haben diese kostbare Reliquie, weil auf dem Kreuzweg Jesu eine Frau aus den Zuschauern herausgetreten ist und ihren Schleier auf sein Antlitz gedrückt hat. Dieses Antlitz ist so realistisch wie die Worte, die der Herr an die klagenden Frauen gerichtet hat: „Weint nicht über mich, weint über euch und eure Kinder!“ Das ist keine Drohbotschaft, sondern Ausdruck der Fürsorge des Herrn auf seinem Weg zu unserer Erlösung. Er hat sogar am Kreuz dem reuigen Schächer das Paradies versprochen. Eine Zwischenbilanz zur Jahresmitte ist auch für uns Grund zur Hoffnung, wenn wir uns an seinem Wort ausrichten.

*Mit den besten Grüßen
aus Kaufering*



*Ihr Hubert Gindert
und das Redaktionsteam*

Frauengestalten, die in der frühchristlichen Mission verantwortungsvoll mitgewirkt haben

Wir wollen den letzten Teil dieser ersten Reihe von Betrachtungen „über die in den neutestamentlichen Texten erwähnten Zeugen des frühen Christentums“ dazu nutzen, unsere Aufmerksamkeit den zahlreichen weiblichen Figuren zuzuwenden, die bei der Verbreitung des Evangeliums eine wichtige und wertvolle Rolle gespielt haben. Ihr Zeugnis darf nicht vergessen werden, gemäß dem, was Jesus selbst von jener Frau gesagt hat, die ihm kurz vor seinem Leiden das Haupt gesalbt hatte: „Amen, ich sage euch: Überall auf der Welt, wo dieses Evangelium verkündet wird, wird man sich an sie erinnern und erzählen, was sie getan hat“ (Mt 26, 13; Mk 14, 9). Der Herr will, dass wir diese Zeugen des Evangeliums, diese Gestalten, die einen Beitrag dazu geleistet haben, dass der Glaube an Ihn wachsen möge, kennen und dass ihr Andenken in der Kirche lebendig bleibt. Historisch können wir die Rolle der Frauen im Urchristentum in zwei Gruppen unterscheiden: zum einen während des irdischen Lebens Jesu und zum andern während der Ereignisse der ersten christlichen Generation.

Jesus hat, wie wir mit Sicherheit wissen, unter seinen Jüngern zwölf Männer als Väter des neuen Israel erwählt;

er hat die erwählt „die er bei sich haben und die er dann aussenden wollte, damit sie predigten“ (Mk 3, 14–15). Das ist eine offensichtliche Tatsache, doch neben den Zwölf, den Säulen der Kirche, den Vätern des neuen Volkes Gottes, werden in die Gruppe der Jünger auch viele Frauen erwählt. Nur ganz kurz kann ich auf diejenigen hinweisen, die sich auf Jesu Weg selbst befinden, angefangen von der Prophetin Hanna (vgl. Lk 2, 36–38), über die Samariterin (vgl. Joh 4, 1–39), die syrophönizische Frau (vgl. Mk 7, 24–30) und die blutflüssige Frau (vgl. Mt 9, 20–22), bis zu der Frau, der er ihre Sünden vergeben hat (vgl. Lk 7, 36–50). Ich beziehe mich auch nicht auf die Hauptfiguren einiger bewegender Gleichnisse, zum Beispiel die Hausfrau, die Brot backt (Mt 13, 33), die Frau, die eine Drachme verliert (Lk 15, 8–10), die Witwe, die den Richter bedrängt (Lk 18, 1–8). Wichtiger für unser Thema sind hier jene Frauen, die eine aktive Rolle im Rahmen der Mission Jesu ausgeübt haben. Als erstes denkt man natürlich an die Jungfrau Maria, die durch ihren Glauben und durch ihr mütterliches Wirken auf einzigartige Weise zu unserer Erlösung beigetragen hat, so dass Elisabeth zu ihr gesagt hat: „Gesegnet bist du mehr als alle anderen Frauen“ (Lk 1, 42) und hinzufügte:



Samariterin am Jakobsbrunnen

Die Frau stellt Fragen, die sie sonst nie stellen würde und am Ende kann sie ganz überzeugt zu den Dorfbewohnern sagen. „Kommt her, seht, da ist ein Mann, der mir alles gesagt hat, was ich getan habe: Ist er vielleicht der Christus?“ (Joh 4, 29).



Jesus und die Ehebrecherin

Jesus aber bückte sich und schrieb mit dem Finger auf die Erde ... Wer von euch ohne Sünde ist, werfe als Erster einen Stein auf sie ... Da sagte Jesus zu ihr: Auch ich verurteile dich nicht. Geh und sündige von jetzt an nicht mehr! (Joh 8, 6-11).

„Selig ist die, die geglaubt hat“ (Lk 1, 45). Als Jüngerin ihres Sohnes hat Maria in Kana ihr volles Vertrauen in Ihn gezeigt (vgl. Joh 2, 5), und sie ist Ihm bis unter das Kreuz gefolgt, wo sie von Ihm den mütterlichen Auftrag für alle seine Anhänger zu jeder Zeit empfangen hat, die dort durch Johannes repräsentiert waren (vgl. Joh 19, 25–27).

Es gibt dann diverse Frauen mit verantwortungsvollen Aufgaben, die sich in verschiedenen Rollen im Umfeld der Gestalt Jesu bewegen. Beredtes Beispiel sind die Frauen, die Jesus gefolgt sind, um ihn mit ihrem Besitz zu unterstützen und von denen Lukas uns einige Namen überliefert: Maria Magdalena, Johanna, Susanna und „viele andere“ (vgl. Lk 8, 2–3). Dann berichten uns die Evangelien, dass die Frauen, im Unterschied zu den Zwölf, Jesus in der Stunde des Leidens nicht verlassen haben (vgl. Mt 27, 56.61; Mk 15, 40). Unter ihnen ragt vor allem Magdalena hervor, die nicht nur der Passion beiwohnte, sondern auch die erste Zeugin und Verkünderin des Auferstandenen war (vgl. Joh 20, 1.11–18). Gerade der Maria von Magdala behält der heilige Thomas von Aquin die besondere Bezeichnung „Apostolin der Apostel“ (apostolorum apostola) vor und widmet ihr den schönen Kommentar: „So wie eine Frau dem ersten Menschen Worte des Todes verkündet hat, so hat eine Frau als erste den Aposteln Worte des Lebens verkündet“ (Super Ioannem, ed. Cai, § 2519).

Auch im Bereich der Urkirche ist die Präsenz von Frauen alles andere als nebensächlich. Wir wollen uns hier nicht länger mit den vier nicht namentlich genannten Töchtern des „Diakons“ Philippus beschäftigen, die in Cäsarea lebten und alle vier „prophetisch begabt“ waren, wie der heilige Lukas uns berichtet, also die Fähigkeit

besaßen, unter der Einwirkung des Heiligen Geistes öffentlich zu reden (vgl. Apg 21, 9). Die Kürze der Nachricht lässt keine genaueren Folgerungen zu. Dem heiligen Paulus jedoch verdanken wir umfangreicheres Material über die Würde der Frau und über ihre Rolle in der Kirche. Er geht von dem fundamentalen Grundsatz aus, nach dem es für die Getauften nicht nur „nicht mehr Juden und Griechen, nicht Sklaven und Freie“ gibt, sondern auch „nicht Mann und Frau“. Der Grund dafür ist, dass wir alle „»einer« in Jesus Christus“ sind (Gal 3, 28), das heißt, wir sind alle durch die gleiche grundsätzliche Würde verbunden, wenn auch jeder mit seinen bestimmten Aufgaben (vgl. 1 Kor 12, 27–30). Der Apostel stellt es als etwas Normales dar, dass eine Frau in der christlichen Gemeinschaft „prophetisch redet“ (1 Kor 11, 5), das heißt, sich öffentlich unter dem Einfluss des Geistes äußert, wenn dies zur Erbauung der Gemeinschaft und auf würdevolle Weise geschieht. Daher muss die folgende, wohlbekanntes Forderung, dass die „Frauen in der Versammlung schweigen“ sollen (1 Kor 14, 34) eher relativiert werden. Das viel diskutierte, daraus folgende Problem, zwischen der einen Aussage – die Frauen dürfen in der Versammlung prophetisch reden – und der anderen – sie sollen nicht reden –, der Beziehung zwischen diesen beiden offensichtlich widersprüchlichen Aussagen also, überlassen wir den Exegeten. Hier ist nicht der Platz, das zu erörtern. Am vergangenen Mittwoch „in der letzten Audienz“ sind wir bereits der Figur der Priska oder Priscilla, der Frau des Aquila, begegnet, die an zwei Stellen überraschenderweise vor ihrem Mann genannt wird (vgl. Apg 18, 18; Röm 16, 3): sowohl sie als auch er werden von Paulus jedenfalls gleichermaßen als seine „sun-ergoús“, als seine Mitarbeiter bezeichnet (Röm 16, 3).



Jesus und die kanaanäische Frau

Die Frau zweifelte nicht daran, dass Christus ihr helfen konnte. Sie vertraute völlig seiner göttlichen Macht. Denn sie sagte zu sich selbst: „Wenn ich nur seine Kleider anrühre, so werde ich geheilt werden“ (Mk 5,28). Doch sie scheute sich, Jesus öffentlich um Heilung zu bitten, wie andere das getan hatten (vgl. Mt 14,36).



Salbung Jesu in Betanien

Da nahm Maria ein Pfund Salböl von unverfälschter, kostbarer Narde und salbte die Füße Jesu und trocknete mit ihrem Haar seine Füße; das Haus aber wurde erfüllt vom Duft des Öls ... Es soll gelten für den Tag meines Begräbnisses. Denn Arme habt ihr allezeit bei euch; mich aber habt ihr nicht allezeit (Joh 12,3-8).

Einige weitere Aspekte dürfen nicht vernachlässigt werden. Man muss etwa zur Kenntnis nehmen, dass der kurze Brief des Paulus an Philemon in Wirklichkeit auch an eine Frau namens „Aphia“ gerichtet ist (vgl. Phlm 2). Lateinische und syrische Übersetzungen des griechischen Textes fügen dem Namen Aphia“ die Anrede „soror carissima“ [liebste Schwester] (ebd.) hinzu, und es ist zu sagen, dass sie in der Gemeinde von Kolossä einen bedeutenden Rang eingenommen haben muss; jedenfalls ist sie die einzige Frau, die Paulus unter den Adressaten eines seiner Briefe erwähnt. An anderer Stelle erwähnt der Apostel eine gewisse „Phöbe“, die als „diákonos“ der Kirche von Kenchreä, der Hafenstadt im Osten von Korinth, bezeichnet wird (vgl. Röm 16, 1–2). Obwohl der Titel zu dieser Zeit noch kein bestimmtes Amt in der Hierarchie bezeichnet hat, bringt er zum Ausdruck, dass jene Frau in dieser christlichen Gemeinde eine wirkliche Verantwortung ausgeübt hat. Paulus empfiehlt, sie herzlich aufzunehmen, und sagt: „Steht ihr in jeder Sache bei, in der sie euch braucht“, und er fügt hinzu: „Sie selbst hat vielen, darunter auch mir, geholfen“.

Im gleichen Zusammenhang ruft der Apostel die Namen anderer Frauen mit freundlichen Formulierungen in Erinnerung: eine gewisse Maria, dann Tryphäna, Tryphosa und „die liebe“ Persis, Frauen, über die er offen schreibt, dass sie „für euch viel Mühe auf sich genommen hat“ oder dass sie „für den Herrn viel Mühe auf sich nehmen“ (Röm 16, 6.12a.12b.15) und deren starkes kirchliches Engagement er somit hervorhebt. In der Kirche von Philippi haben sich dann offensichtlich zwei Frauen mit den Namen „Evodia und Syntyche“ (Phil 4, 2) ausgezeichnet: die Ermahnung zur Einmütigkeit, die Paulus

auspricht, lässt darauf schließen, dass die beiden Frauen innerhalb dieser Gemeinschaft eine wichtige Aufgabe innehatten.

Im wesentlichen hätte die Geschichte des Christentums wohl eine deutlich andere Entwicklung erfahren, wenn es nicht den großzügigen Beitrag zahlreicher Frauen gegeben hätte. Daher hat mein verehrter und lieber Vorgänger Johannes Paul II. in seinem Apostolischen Schreiben „Mulieris dignitatem“ geschrieben: „Die Kirche sagt also Dank für alle Frauen und für jede einzelne ... Die Kirche sagt Dank für alle Äußerungen des weiblichen „Geistes“, die sich im Laufe der Geschichte bei allen Völkern und Nationen gezeigt haben; sie sagt Dank für alle Gnadengaben, mit denen der Heilige Geist die Frauen in der Geschichte des Gottesvolkes beschenkt, für alle Siege, die sie dem Glauben, der Hoffnung und der Liebe von Frauen verdankt: Sie sagt Dank für alle Früchte fraulicher Heiligkeit“ (Nr. 31). Wie man sieht, bezieht sich das Lob auf die Frauen in der Geschichte der Kirche und wird im Namen der gesamten kirchlichen Gemeinschaft ausgesprochen. Auch wir wollen uns dieser Würdigung anschließen und dem Herrn danken, weil er seine Kirche über Generationen führt, indem er sich unterschiedslos solcher Männer und Frauen bedient, die ihren Glauben und ihre Taufe für das Wohl des gesamten Leibes der Kirche ertragbringend einsetzen – zur größeren Ehre Gottes.

Ansprache während der Generalaudienz am 14.2.07 über Frühchristliche Frauengestalten. Aus der Reihe von Betrachtungen über die in den neutestamentlichen Texten erwähnten Zeugen des frühen Christentums. © L.E.V.



Frauen am Grab

Sie finden das Grab offen und begegnen darin einem jungen Mann im weißen Gewand. Er berichtet: Jesus ist auferstanden! Und er gibt ihnen einen klaren Auftrag: Erzählt es den Jüngern und Petrus und sagt, dass Jesus ihnen nach Galiläa vorausgehen und ihnen dort begegnen wird (vgl. Mk 16, 4-7).



Maria Magdalena begegnet dem Auferstandenen

Geh aber zu meinen Brüdern und sag ihnen: Ich gehe hinauf zu meinem Vater und zu eurem Vater; zu meinem Gott und zu eurem Gott. Maria von Magdala ging zu den Jüngern und verkündete ihnen: Ich habe den Herrn gesehen. Und sie richtete aus, was er ihr gesagt hatte (Joh 20, 17-18).

Neuevangelisierung: Von der Abwendung zu neuer Zuwendung – Fortsetzung

IV. DIE WAHRHEIT DES GLAUBENS – STEIN DES ANSTOSSES

Kein Gläubiger kann ernsthaft von sich behaupten Christ zu sein, wenn er nicht an der Person und der Lehre Jesu Christi festhält, der sich, wie es das Konzil von Nizäa 325 definiert hat, als wahrer Gott und wahrer Mensch, als *die* Wahrheit (vgl. Joh 14,6) geoffenbart hat. Er ist in die Welt gekommen, um für die Wahrheit Zeugnis abzulegen, wie er auch vor Pilatus betont (vgl. Joh 18,37). Für dieses Bekenntnis zur Wahrheit steht der Herr mit seinem Leben ein, indem er auf die alles entscheidende Frage des Hohepriesters, ob er der Messias, der Sohn des Hochgelobten ist, antwortet: „Ich bin es“ (Mk 14,62).

In Christus erhält die geoffenbarte Wahrheit eine personale Komponente; wer ihn sieht, der sieht den Vater (vgl. Joh 14,9). Obwohl die göttliche Wahrheit in keiner Weise aggressiv, gewalttätig oder aufdringlich ist, sondern sich als barmherzige Liebe Gottes (vgl. Lk 1,78) offenbart hat, wird sie von nicht wenigen als Bedrohung und als anstößig wahrgenommen; damals wie heute. Dies hängt mit der Eigenart von Wahrheit zusammen, denn die Wahrheit schafft Abgrenzungen zur Lüge und Unwahrheit und damit zu falschen Wegen. Dies stellt für die Menschen aller Zeiten eine Herausforderung dar. Anstößig ist die Wahrheit Gottes auch deswegen, weil sie einen jeden vor die Wahl stellt: „Wer nicht mit mir ist, der ist gegen mich; wer nicht mit mir sammelt, der zerstreut“ (Mt 12,30).

So wie Jesus Christus für die Wahrheit Zeugnis abgelegt hat, so ist jeder Christ durch die Taufe ebenfalls dazu berufen: „Und auch ihr sollt Zeugnis ablegen“ (Joh 15,27). Dies kann – wenn notwendig – bis zur Hingabe des eigenen Lebens gehen. „Und wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und mir nachfolgt, ist meiner nicht wert.“ (Mt 10,38). Christ sein bedeutet, den Weg Christi zu gehen. Dies wird nur dann gelingen, wenn man seiner Wahrheit folgt, sie bezeugt und sie in Liebe zu tut.

1. UNTER DEM MASSSTAB DER GEOFFENBARTEN WAHRHEIT

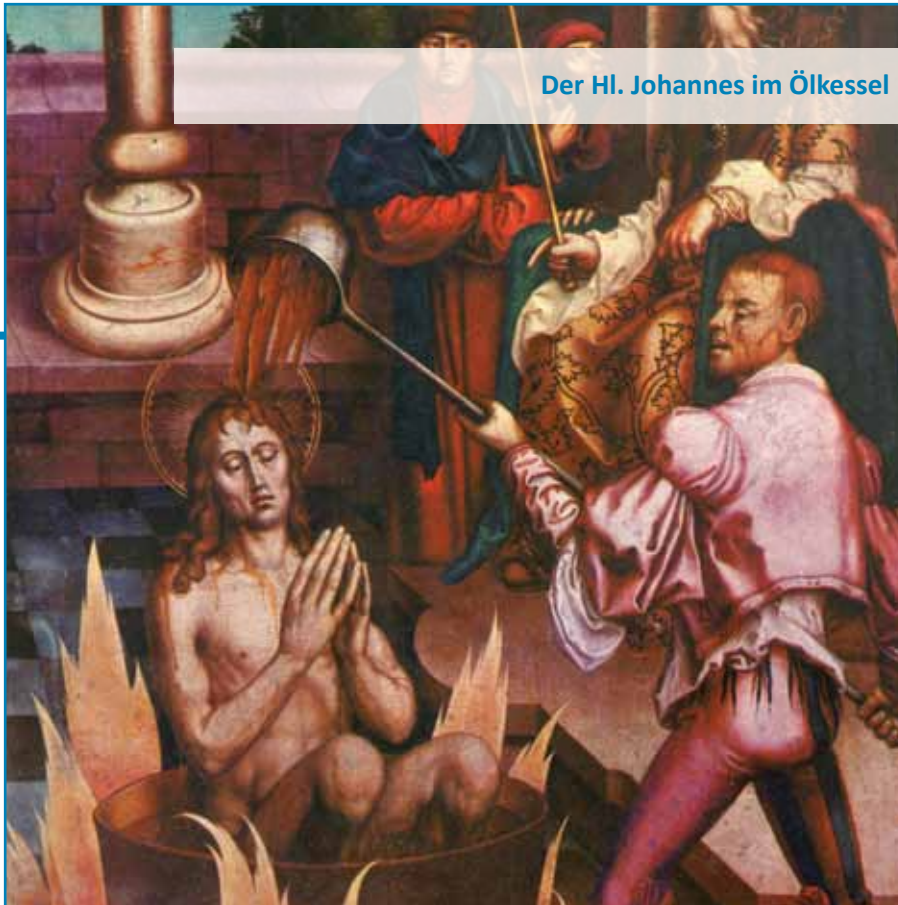
Über alle Jahrhunderte hinweg sind Christen diesem Auftrag nachgekommen und haben den Glauben bezeugt; die große Schar der Heiligen beglaubigt dies auf anschauliche Weise, besonders eindrücklich bezeugen dies die Märtyrer. Zugleich gab und gibt es aber auch jene Christen, die die Aufforderung zum Zeugnisgeben nicht ernst nehmen, oder gar ein abschreckendes Zeugnis geben; sei es, indem sie die Wahrheit des Glaubens verraten, sei es, indem sie im Widerspruch zur Wahrheit leben. Schon die Kirchenväter sahen darin das Haupthindernis für die Evangelisierung. So beklagte Johannes Chrysostomus († 407):

„Es gäbe keine Heiden, wenn wir wahre Christen wären, wenn wir die Gebote Christi hielten, wenn wir Unrecht und Benachteiligung ertrügen, wenn wir Beschimpfung mit Segen und Böses mit Gutem vergälten. Niemand wäre dann so empfindlich, dass er nicht alsbald die wahre Religion annähme, wenn wir alle so lebten. Aber dem Geld huldigen wir genau wie sie, ja noch mehr als sie. Vor dem Tod haben wir Angst wie sie.

Armut fürchten wir wie sie, Krankheit ertragen wir schwerer als sie. Ehren und hohe Stellungen erstreben wir genauso wie sie, und ebenso wie sie plagt uns der Geiz. Wie sollen sie vom Glauben überzeugt werden? Durch Wunderzeichen? Wunder geschehen nicht mehr. Durch unser Verhalten? Das aber ist schlecht.“

Die Geschichte zeigt, welche destruktive Wirkungen das Anti-Zeugnis von Menschen, die sich Christen nennen, entfalten kann. In Zeiten des Wohlstands und Friedens, in denen sich Christen gemütlich in dieser Welt einrichten, mehren sich gewöhnlich die abträglichen Beispiele. So gilt die Mahnung des Evangeliums: „Leichter geht ein Kamel durch ein Nadelöhr, als dass ein Reicher in das Reich Gottes gelangt“ (Mk 10,25). Davon sprach auch der heilige Chrysostomus in seiner Predigt.

Umgekehrt bezeichnete Tertullian, das Blut der Märtyrer als Samen für die Christenheit, denn das Blutzeugnis verleiht der Botschaft höchste Glaubwürdigkeit. Das Glaubenszeugnis der Heiligen bleibt über Jahrhunderte Ansporn und Vorbild, auch wenn ihnen Leid und Tod nicht erspart blieben. Während der Diktaturen des vergangenen Jahrhunderts stand die katholische Kirche weitgehend geschlossen gegen die Unrechtsregime, wie sich u.a. bei der Veröffentlichung der Enzyklika „Mit brennender Sorge“ in Deutschland zeigte. Schon die Tatsache, dass es gelang, dieses päpstliche Schreiben bis zur gleichzeitigen Veröffentlichung in allen Kirchen des Deutschen Reiches geheim zu halten, unterstreicht diese These. Ähnliches lässt sich über die Kirche hinter dem Eisernen Vorhang sagen, die trotz kommunistischer Herrschaft und Repressalien nicht nur viele Berufungen hervorgebracht, sondern auch



Der Hl. Johannes im Ölkessel

einen großen Beitrag zum Sturz des Regimes geleistet hat.

Kein Christ wünscht sich Verfolgung und Repressalien, auch wenn diese weltweit stetig zunehmen. Vielmehr sollte sich in Zeiten des Wohlstands und des Friedens das Zeugnis des Christen bewähren. Wenn sich jedoch die Christen von den Sirenen des Wohlstandes und des Zeitgeistes, der Anpassung und Relativierung, des Besserwissens und Selbermachens, der Wissenschaftsgläubigkeit und Gottverleugnung oder wie sie auch heißen mögen, betören lassen, dann wird dies fast unmöglich. Die von Homer geschilderte griechische Mythologie über die Sirenen, die Odysseus auf seiner Durchfahrt mit ihren verlockenden Stimmen zu verführen suchten, lässt sich auch auf die Lage vieler Christen in unserer Zeit anwenden. Diese „Stimmen“ aus Wissenschaft und Technik, aus Atheismus und Kapitalismus, aus Synkretismus und Relativismus wollen glauben machen, dass es auch ohne Wahrheit – ohne die absolute Wahrheit Gottes – geht. Es sind die Sirenen unserer Tage, deren Stimmen durch die Massenmedien bis in jedes Zimmer und in jede Familie gelangen und auch un-

ter Christen ihre Wirkung entfalten. Odysseus war sich, so beschreibt es Homer, der Gefahr bewusst. Er wollte zwar ihren bezaubernden Gesang hören, aber sich von ihnen nicht ins Verderben ziehen lassen. So hatte er Vorsorge getroffen, sich an den Mast des Schiffes gebunden, und erst als er außerhalb der Reichweite ihres Zaubers war, wurden die Seile gelöst.

Viele Gläubige unserer Zeit binden sich nicht an das Dogma, an die definitive Wahrheit Gottes, sondern meinen, sie könnten sich den attraktiven Stimmen der Sirenen des Zeitgeistes ohne Gefahr aussetzen. Dabei sind sie oft unvorbereitet und so unterliegen sie leicht ihrem Zauber. Wer trifft Vorsorge und ist bereit sich zum eigenen Schutz an die Wahrheit zu binden? Nicht die Wahrheit ist bedrohlich – wie es fälschlicherweise oft dargestellt wird – sondern umgekehrt sind es die Stimmen der Sirenen von denen Gefahr ausgeht. Sie wollen suggerieren, dass die Bindung an die Wahrheit altmodisch und überflüssig wäre, sie widerspräche dem mündigen und selbstbestimmten Christen. Diese Stimmen gaukeln eine heile Welt ohne Wahrheit vor, zumal Wahrheit – so die plumpe Annahme – zum Fundamentalismus führe.

Wer diesen Stimmen nicht folgt, der gilt zunehmend als Außenseiter, als Fundamentalist, als vorgestrig. Der gesellschaftliche Druck steigt. „Wer einen (Wahrheits-)Anspruch erhebt, stößt meist allein schon deswegen auf Widerstand, weil er überhaupt einen solchen erhebt.“ Die Vatikaniern Paolo Rodari und Andrea Tornielli haben die Meinung geäußert, dass dies auch der Grund dafür gewesen ist, dass Benedikt XVI. während seines Pontifikates so starken Widerspruch erfahren hat. Wahrheit hat etwas Anstößiges an sich; für sie Zeugnis abzulegen bedeutet Opposition zu erfahren. So ist es nicht verwunderlich, dass viele – auch gläubige Christen – sich damit schwer tun und lieber den Stimmen der Sirenen Gehör schenken. Doch verbirgt sich dahinter eine alte Versuchung.

2. DIE VERSUCHUNG SO SEIN ZU WOLLEN, WIE ALLE ANDEREN

Im Alten Testament wird der Bund Gottes mit dem Volk Israel beschrieben. Die Besonderheit dieses Bundes besteht darin, dass Gott sich ein Volk erwählt und für das Volk der Primat Gottes zum Unterscheidungskriterium wird. Dies hat seinen vornehmlichen Ausdruck im ersten Gebot gefunden, in dem es heißt: „Du sollst neben mir keine anderen Götter haben“ (Ex 20,3). Die Auserwählung Israels und damit der Bundesschluss umfasst folglich zwei Dimensionen: zum einen ist es Gnade, also Gottes Geschenk an sein Volk; zum anderen verbindet sich damit die Verpflichtung für das Volk, den Primat Gottes bedingungslos anzuerkennen.

Gott ist immer treu, so bestätigt es die Heilige Schrift: „Er ist ein unbeirrbar treuer Gott“ (Deut 32,4). Doch die Geschichte der Menschheit



Odysseus und die Sirenen

ist gekennzeichnet von Treue und Untreue, von Wahrheit und Lüge. Dies wird besonders deutlich beim Tanz um das goldene Kalb. So schuf sich das Volk Götzen nach eigenen Vorstellungen, die es fälschlicherweise anbetete (vgl. Ex 32,1-35).

Ähnliches wiederholt sich zu allen Zeiten. Als treibende Kraft dazu dienen die eigenen Vorstellungen und das, was in der Welt gerade zählt, was alle anderen auch tun. Dies zeigt sich beispielsweise im ersten Buch Samuel. Das Volk erhebt die Forderung – entgegen der ausdrücklichen Weisung Gottes – einen König wählen zu wollen. Das Volk trat an Samuel heran, mit den Worten: „Darum setze jetzt einen König bei uns ein, der uns regieren soll, wie es bei allen Völkern der Fall ist!“ (1 Sam 8,5). Das Ansinnen, wie alle anderen Völker sein zu wollen – heute würde man dies als Zeitgeist bezeichnen – ist nicht neu. Geschwächt durch die Erbsünde, trägt der Mensch eine Neigung zur Sünde in sich. Sie ist Teil der *conditio humana* und macht den Menschen empfänglich für ein Abweichen vom Weg Gottes.

In Israel nahmen die Propheten die Aufgabe jener unliebsamen Mahner wahr, die darin bestand, den

Menschen ins Gewissen zu rufen, in Treue am Bund Gottes festzuhalten. Damit verbunden war gewöhnlich der Aufruf zu einem Non-Konformismus, weil das außerwählte Volk eben nicht so war noch sein konnte, wie alle anderen. So sagte der Prophet Ezechiel: „niemals soll geschehen, was ihr da sagt: Wir wollen wie die Völker sein, wie die Völkerstämme der Länder, um Holz und Stein zu dienen“ (Ez 20,32). Und doch übt die Versuchung, „wie alle anderen“ sein zu wollen, eine große Anziehungskraft aus, eben weil es alle anderen auch so machen, weil es in der Gesellschaft Anerkennung findet, weil es der modernen Wissenschaft, etc., entspricht.

Im Hinblick auf die heilbringende Botschaft Gottes würde diese dadurch jedoch Gefahr laufen, verfälscht zu werden: nicht weil sie im Gegensatz zur modernen Wissenschaft stünde, sondern weil sie auf diese Weise ihres übernatürlichen Charakters beraubt und des Primaten Gottes verlustig gehen würde. Diese Schwierigkeit wird auch im Neuen Testament an verschiedenen Stellen beschrieben. Als beispielsweise Jesus Christus seine Rede über das Brot des Himmels, die Eucha-

ristie, beendet hatte (vgl. Joh 6,22-59), nahmen viele seiner Jünger, so berichtet der Evangelist Johannes, daran Anstoß; sie hielten diese Aussagen für unerträglich und trennten sich von ihm (vgl. Joh 6,60-66). Überdeutlich wird dies, als Jesus Petrus mit den Worten zurechtweist: „Ein Ärgernis bist du mir, denn du hast nicht das im Sinn, was Gott will, sondern was die Menschen wollen“ (Mt 16,23).

Was Gott will und was „die anderen wollen“ steht oft in diametralem Widerspruch. Dies wird durch das Skandalon des Kreuzes noch verstärkt. Der Apostel Paulus beschrieb dies mit folgenden Worten: „Wir dagegen verkünden Christus als den Gekreuzigten: für Juden ein Ärgernis, für Heiden eine Torheit, für die Berufenen aber, Juden wie Griechen, Christus, Gottes Kraft und Gottes Weisheit“ (1 Kor 1,23-25). Es lohnt, sich diesen Aspekt in zwei Richtungen zu vertiefen, zumal sich darin eine Grundspannung widerspiegelt, die auch für die heutigen Debatten und Diskussionen von Bedeutung ist.

Das Leben und Wirken Jesu Christi zeigt, dass die Wahrheit nicht nur eine große Anziehungskraft besitzt, sondern, dass durch sie auch Menschen vor den Kopf gestoßen werden, zumal sie den „Klugen und Weisen“ verborgen bleibt (vgl. Mt 11,25). Wie die Passage aus dem Johannesevangelium gezeigt hat, verließen viele Jünger den Herrn, als er ihnen die Wahrheit über die Eucharistie dargelegte. Der Tod am Kreuz, als höchstes Zeichen für die Wahrfähigkeit göttlicher Liebe, verstärkte diese Spannung noch mehr.

Liegt es da nicht nahe, die Härte und Klarheit der Botschaft, um des Missionsauftrags willen abzuschwächen, damit die Menschen die Wahrheit Gottes leichter annehmen können? Denn es gilt: „Darum geht und macht alle Völker zu meinen Jüngern; taufte sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes und lehrt sie, alles zu befolgen, was ich euch

geboten habe.“ (Mt 28,19-20). Wäre es daher nicht besser, die Botschaft Christi den Gegebenheiten der Zeit anzupassen, damit auch der Mensch von heute sie ohne Schwierigkeit annehmen kann? Muss gleich Verdacht gewittert werden, wenn die Wahrheit „demütig“ dargelegt wird und dabei auf ihren absoluten Charakter verzichtet? Wäre das nicht die Lösung, gerade im Hinblick auf den Dialog mit anderen Religionen, um zu Versöhnung und Harmonie zu gelangen? Solche und ähnliche Vorstöße sind in den letzten Jahren und Jahrzehnten zuhauf unternommen worden.

Bereits 1931 hatte Fulton Sheen diese Entwicklung deutlich vor Augen. Er sprach davon, dass als Folge dieser Entwicklung ein Neuheidentum innerhalb der Kirche entsteht. Dabei bediente er sich der Parabel vom verlorenen Sohn (vgl. Lk 15,11-32), die nach seiner Auslegung eine neue Interpretation erhält. Der jüngere Sohn sei demnach die westliche Zivilisation, die sich in den letzten vier Jahrhunderten kontinuierlich vom Erbe des Vaters losgesagt habe. Jetzt [1931!] sei dieses Erbe nahezu ganz durchgebracht; die einzigen noch geltenden Prinzipien seien „Neuerungen“ und „Fortschritt“. Fulton Sheen unterstrich, dass viele bekannte Persönlichkeiten nichts anderes täten, als einen vagen Humanismus zu glorifizieren, wobei nur noch sehr wenige an den ewigen Wahrheiten festhalten würden. Joseph Ratzinger hatte in den 50er Jahren eine These vorgebracht, die – vermutlich ohne dass beide Autoren damals voneinander wussten – zur gleichen Schlussfolgerung kam. Er schrieb in dem Artikel „Die neuen Heiden in der Kirche,“ der viel Aufmerksamkeit nach sich zog: „Dieses dem Namen nach christliche Europa ist seit rund vierhundert Jahren zur Geburtsstätte eines neuen Heidentums geworden, das im Herzen der Kirche selbst unaufhaltsam wächst und sie von innen her auszuhöhlen droht. Das Erscheinungsbild der Kir-



Die klugen und die törichten Jungfrauen

che der Neuzeit ist wesentlich davon bestimmt, dass sie auf eine ganze neue Weise Kirche der Heiden geworden ist und noch immer mehr wird: nicht mehr wie einst Kirche aus den Heiden, die zu Christen geworden sind, sondern Kirche von Heiden, die sich noch Christen nennen, aber in Wahrheit zu Heiden wurden. Das Heidentum sitzt heute [1958!] in der Kirche selbst, und gerade das ist das Kennzeichnende sowohl der Kirche unserer Tage wie auch des neuen Heidentums, dass es sich um ein Heidentum in der Kirche handelt und um eine Kirche, in deren Herzen das Heidentum lebt.“

Der Versuchung nachzugeben, wie alle anderen sein zu wollen, höhlt den Glauben an die geoffenbarte Wahrheit aus. Wenn nämlich alles Anstößige der Wahrheit beseitigt ist, verliert das Salz seinen Geschmack. „Es taugt zu nichts mehr, außer weggeworfen und von den Leuten zertreten zu werden“ (Mt 5,13). Der Verzicht auf die göttliche Wahrheit lässt eine Gemeinschaft entstehen, die ggf. sozial und philanthropisch ausgerichtet ist, aber die den Sirenen des Zeitgeistes folgt und dem Neuheidentum Tor und Tür öffnet. So hat sie bald den Menschen nichts mehr zu sagen, denn der Zeit-

geist bahnt sich seinen Weg auch ohne ein kirchliches Sprachrohr.

Wladimir Solowjew hatte in seiner kurzen Erzählung vom Antichristen auf etwas Ähnliches hingewiesen. Diesem sollte der Ehrendoktor der Theologie durch die Universität Tübingen verliehen werden. Begründet wurde diese hohe Auszeichnung damit, dass er mit Hilfe der modernen Bibelkritik die Heilige Schrift dem Maßstab des Zeitgeistes unterworfen hatte. Unter dem Vorwand einer falsch verstandenen Wissenschaftlichkeit – als dem trojanischen Pferd für den Zeitgeist – wird der Glaube seines Inhalts beraubt. Auf diese Gefahr hatte Papst Benedikt XVI. im ersten Band seiner Trilogie „Jesus von Nazareth“ hingewiesen, als er schrieb: „Aus scheinbaren Ergebnissen der wissenschaftlichen Exegese sind die schlimmsten Bücher der Zerstörung der Gestalt Jesu, der Demontage des Glaubens geflochten worden.“

Der sogenannte synodale Weg geht in diese gleiche Richtung, die Konsequenzen für den Glauben und für die Gemeinschaft des Glaubens – die Kirche – sind dramatisch. Es zeigt sich immer deutlicher, dass das Salz seinen Geschmack verloren hat.

Fortsetzung folgt

Wenn die Seele in Schwingungen kommt

Gedanken zur Werte-Erziehung



Wir freuen uns über alles, was schön ist. Es löst in unserem Fühlen und Denken angenehmes Empfinden aus, ja oft sogar tiefes inneres Glücklichein, Freude, Euphorie. Wie kommt das? Brauchen wir zuvor eine wissenschaftliche Analyse, deren Ergebnis Erkenntnis darüber bringt, ob etwas schön ist oder nicht? Fasziniertsein von etwas Schönerem ergibt sich spontan. Es ist als ob unsere Seele in Schwingungen gebracht wird, die bis zum inneren Betroffensein froher Dankbarkeit anschwellen. Die Unendlichkeit wahrer Schönheit ist bei Gott. Ebenso wie bei anderen ewigen Werten, hat Gott auch das Empfinden des reinen Schönen jedem Menschen tief in die Seele gesenkt. Die gesamte Schöpfung ist ein Abglanz der Herrlichkeit Gottes und strahlt Seine Schönheit aus. Treffen diese „Strahlen“ treffen auf die Sinne des Menschen, lässt dieser sie bis in die Tiefe seiner Seele vordringen. Dort stoßen sie auf einen harmonischen Gleichklang und lösen innere Freude aus. Wir spüren: „Wie schön das ist!“ Wenn nun die Schöpfung schon so harmonisch, belebend und frohmachend, also schön ist – wie muss der Urheber dieser Schöpfung alles in noch undenkbar größerem Maße überragen!

Versuchen, schöner zu werden?

Leider urteilen wir im Alltag meistens nach körperlichen „Schönheitsnormen“, die uns von Mode und Werbung aufgedrängt werden. Sie hämmern uns täglich ein: „Du bist es dir wert, immer noch schöner zu sein!“ Wer wagt es da noch zu meinen, dass er schön sei? Haben wir uns doch daran gewöhnt, vorwiegend Äußerlichkeiten zum Kriterium unseres Urteils über Schönheit zu machen. Wahre Schönheit aber strahlt nur aus dem inneren Leben.

Es ist Freitag, 9 Uhr. Vorlesungspause. „Darf ich Sie mal was fragen?“ Eine Studentin spricht mich an. „Sie haben gesagt, dass »das Schöne« zu den zeitlos gültigen Werten gehört, zu denen wir erziehen sollten. Was meinen Sie mit »dem Schönen«? Ist das Schöne nicht relativ? Jeder hat doch seine eigenen Vorstellungen davon, was schön ist. Ich würde zum Beispiel nicht sagen, dass ich schön bin. Soll ich also versuchen, schöner zu werden?“ – „Ich verstehe schon, was Sie sagen wollen“, erwidere ich. Ich will aber auch versuchen, Ihnen einen anderen Gesichtspunkt aufzuzeigen: Ihre Bescheidenheit ehrt Sie, aber ich meine eigentlich eine andere Schönheit. Jeder Mensch ist schön, wenn man ihn im Licht dessen betrachtet, der ihn erschaffen hat. Wo die Seele in ihrer Unzer-

störbarkeit leuchtet, in der inneren Tiefe unserer Existenz, ist ein Mensch von unbeschreiblicher und einmaliger Schönheit.“ – „Ach bitte, würden Sie mir das näher erklären?“, erwiderte sie.
„Tue ich gerne“, sage ich:



Michaela – mit weit offenen Augen ...

Die echte Schönheit

Vom Durchstrahlen der Seele durch unseren menschlichen Körper, auch wenn er nicht einem gängigen Schönheitsideal entsprechen sollte, kommt echte und eigentliche Schönheit. Das in diesem Leben wahrnehmbare Materiell-Körperliche allein lässt nur einen Teil jener Schönheit erkennen, die vom Wesen Gottes ausgeht und sich im Geschaffenen widerspiegelt. So ist es nicht nur beim Menschen, dessen wahre Schönheit seine Seele ist, sondern in der gesamten Schöpfung, in der Tier- und Pflanzenwelt und in allem, was Erde und Weltall uns offenbaren können.

Eitelkeit – Vergänglichkeit

„Ihre Frage, ob Sie also versuchen sollten, schöner zu werden“, so setze ich mein Gespräch mit der Studentin fort, „wäre damit eigentlich beantwortet. Gibt es etwas äußerlich Körperliches, mit dem Sie in Bezug auf sich selber nicht ganz zufrieden sind, so versuchen Sie sich damit abzufinden und sich keinen Kummer darüber zu machen. Fangen Sie vielmehr an, die wahre Schönheit zu entdecken. Man findet sie mit dem »inneren Auge«. Dabei ist wichtig: Keinen Eitelkeiten frönen, denn sie sind Täuschung und vergängliches Blendwerk. Die lateinische Sprache kennt für »Eitelkeit« und »Vergänglichkeit« nur ein einziges Wort: »Vanitas«. Welch erkenntnistiefe Philosophie wird dabei sichtbar!

Das verborgene Schöne

Betrachten Sie bei sich selbst, bei den Mitmenschen, in der Tierwelt, in der Natur, in der ganzen Schöpfung, wie schön und großartig Gott alles gemacht hat. So werden Sie aufgeschlossen für das verborgene Schöne, das auch in Ihrem Innern auf sein endgültiges Sichtbarwerden in der Ewigkeit wartet.“ ●

Michaela ist drei Jahre alt. Wir fahren in den Urlaub, das erste Mal ans Meer. Michaela kann sich nichts unter „Meer“ vorstellen. Gebadet hat sie bisher nur im Hallenschwimmbad. Im Hotel ziehen wir uns badefertig um. Ich nehme sie an der Hand: „Komm, jetzt gehen wir zum Meer!“ Erwartungsvoll stapft sie neben mir her. Das Panorama einer breiten Bucht tut sich vor unseren Augen auf. Wir gehen an den Meeresstrand und bleiben stehen. Leuchtende Sonne, blauer Himmel, eine laue Brise. Sachte Wellen umspülen unsere Füße. Ich blicke meine kleine Tochter an. Ihre Augen sind weit offen. Sie schaut, sagt kein Wort. Tiefes Staunen steht in ihrem Gesicht. Jedes Wort wäre jetzt eine Störung. Ich drücke nur ihre Hand etwas fester.

„Papi!“ – „Ja?“ – „Papi!“ – „Ja?“ – „Wie haben die das so schön fertiggebracht?“ (Mit „die da“ meint sie solche Leute, die bei uns ein Schwimmbad bauen) – „Gefällt es Dir?“, frage ich. – „Ja! Es ist ganz super!“ sagt sie. – „Es waren keine Leute, die das fertiggebracht haben“, kläre ich sie auf. – „Keine Leute?“ fragt sie erstaunt. – „Nein, keine Leute.“, versichere ich. – „Aber ..., aber Papi ...?“ – Sie schaut mich fragend an. Sie bemerkt mein Lächeln. „O, Papi!“, ruft sie, „Ich weiß, wer es war!“ – „Ja“, bestätige ich, „du weißt es!“

Und da ist sie schon in die Wellen gesprungen und spritzt mich in überschwänglicher Freude von oben bis unten nass.

Die Kirche hat Schätze, woraus man Hoffnung schöpfen kann

Eindrücke von einer Wallfahrt zu Bruder Klaus nach Einsiedeln



Die Ikonen auf Munitionskisten von Oleksandr Klymenko und Sonia Atlantova, die bei der Wallfahrt ausgestellt waren.

Ikonen auf Munitionskisten gemalt, – das ukrainische Künstlerhepaar Oleksandr Klymenko und Sonia Atlantova will durch diese Darstellungen zeigen, dass allein durch die Liebe der Krieg besiegt werden kann. So sollen diese Gemälde Trost bringen und Hoffnung schenken, wo Verzweiflung ist, eben deutlich machen, dass der lebendige Gott es ist, der den Tod besiegt. Und dennoch zeigen diese Bilder auch ein Dilemma auf – wie es der Luzerner Kantonalrat Urban Frye ausgedrückt hat: Wir wollen den Frieden für die Ukraine, aber gleichzeitig erleben wir, dass das Leben der Menschen durch den russischen Aggressor massiv bedroht ist. Frye, Mitglied der Schweizer Grünen, war Teilnehmer auf einem Podium, das das Päpstliche Hilfswerk „Kirche in Not/Schweiz-Liechtenstein“ am 21. Mai 2023 in Einsiedeln im Rahmen der alljährlichen Wallfahrt in das Marienheiligtum veranstaltet hat, einer Wallfahrt, bei der deutlich

wurde, dass gerade angesichts des Krieges vor allem eins wichtig ist: der Glaube und das Vertrauen auf Gott, der die Menschen in der Ukraine und in der ganzen Welt nicht im Stich lässt. Davon gaben auch die dort ausgestellten Ikonen des Künstlerhepaares Klymenko und Atlantova Zeugnis.

Wir schlimm die Lage ist, machte Frye an einem Beispiel deutlich: Da fütterten friedliche junge Menschen im Zoo der besetzten Stadt Charkiw Tiere, plötzlich kamen russische Soldaten und erschossen die Tiere – und die jungen Menschen. Man tue sich in einer solchen Situation schwer, für das christliche Gebot der Gewaltfreiheit zu plädieren, sagte Frye, der sich mit viel Herzblut für Frieden und Versöhnung der Völker einsetzt und für den mit Kriegsbeginn tatsächlich eine Wertewelt zusammengebrochen ist. Auch um christliche Werte zu verteidigen, brauche es jetzt Waffen, sagte der Politiker.

Die christliche Friedensbotschaft und der brutale Krieg – ist dieses Dilemma unlösbar? Hoffnung aber macht gerade hier der Glaube. Dass Frieden allweg nur in Gott möglich ist, hatte der Schweizer Nationalheilige Bruder Niklaus von Flüe gesagt, der in scheinbar aussichtslosen Situationen in seiner Zeit Frieden in der Schweiz schaffen konnte. Im Podium sprach auch der Bruder-Klausen-Kaplan Ernst Fuchs. Fuchs hatte vor seinem Theologiestudium Slawistik studiert – inspiriert von Papst Johannes Paul II. –, der davon sprach, dass das christliche Europa mit zwei Lungenflügeln atme, dem des Westens und dem des Ostens.

Nicht zuletzt deswegen war Fuchs so nah an den Menschen der Ukraine, aber als Bruder-Klausen-Kaplan eben auch an Klaus von Flüe, dem großen Friedensstifter. So stellt er fest, dass der Friedensheilige aus dem Kanton Obwalden heute eine Renaissance erlebt. In der Zeit des

Ersten und Zweiten Weltkriegs wurde er von den Schweizern hoch verehrt und um Frieden angerufen – in den letzten Jahrzehnten wurde das eher belächelt. Doch jetzt, wo gar nicht so weit entfernt wieder Krieg geführt wird, bitten die Menschen wieder mehr um seine Fürsprache, wohl auch eingedenk dessen, dass es seiner Fürsprache zugeschrieben wird, dass Hitler – unerwartet – die Schweiz im Zweiten Weltkrieg nicht angegriffen hat. So erinnerte das Podium auch an jenes unerklärliche Ereignis, als sich am 14. Mai 1940 über der Ortschaft Waldenburg im Kanton Basel-Land am Himmel ein eigentümliches Gebilde in Gestalt einer Hand zeigte, das sich weder als Wolke noch als Flieger identifizieren ließ und von vielen als die Hand von Bruder Klaus gedeutet wurde.

Der Glaube an einen Gott, der alles zum Guten führt, war auch für die anwesenden Gäste aus der Ukraine ein wichtiger Trost. Für sie entscheidend ist es, in Freiheit leben zu können und nicht unterdrückt zu sein – darum kämpfen sie. So trat auf dem Podium ein Chor mit Ukrainern mit dem Namen „Prostir“ auf. Dieser Chor trägt den gleichen Namen wie ein Kultur- und Begegnungszentrum in Luzern, dessen Leiter Urban Frye ist. Der Name „Prostir“ bedeutet übersetzt „Raum“, Chorleiter Oleksii Yatsiuk verbindet damit aber auch den Begriff „Freiheit“. Und zum Schluss ihrer Darbietung sangen sie alle die Nationalhymne der Ukraine.

Der Chor gestaltete auch das Pontifikalamt in der Klosterkirche Einsiedeln, dem der Weihbischof von Lemberg Wolodymyr Hruza als Hauptzelebrant vorstand. Hruza, der Mitglied des Redemptoristenordens ist, ging in seiner Predigt auf die Einheit zwischen Jesus Christus und seinem himmlischen Vater ein. In dieser Einheit konnte er das Leiden annehmen, in dieser Einheit ist er aber auch auferstanden. Der Bischof dankte für die Solidarität der Völker mit der Ukraine, deren Menschen leiden, weil sie Ukrainer sind und weil sie in Würde leben möchten. Deutlich wurde aber auch die Notwendigkeit, dass wir Menschen die Einheit mit Gott leben müssen, um in der Not nicht zu verzweifeln. Im Interview mit dem Schweizerischen In-

ternetportal www.swiss-kath.ch sagte Weihbischof Hruza: „Wissen Sie, die Pandemie hat die Menschen aus der Kirche vertrieben. Der Krieg hat sie in die Kirche zurückgebracht. Der Mensch sucht Zuflucht und die Kirche ist für viele ein sicherer Ort. Ich habe mir Sorgen gemacht, dass die Menschen nun sagen würden: ‚Wieso lässt Gott das zu? Warum brauche ich ihn?‘ Aber die Menschen verlassen die Kirche nicht, das Gegenteil

ist der Fall. Die Menschen sagen, Gott ist unsere einzige Hoffnung.“ Und weiter bemerkte der Bischof zur Bedeutung der Kirche für die Menschen, nicht nur in der Ukraine: „Die Kirche ist kein bloßes Sozialwerk. Sie hat tiefere Schätze, woraus man Freude schöpfen kann. Die Sakramente und das Gebet führen uns zu Gott. Gerade im heutigen Evangelium spricht Christus davon, dass er seine Kraft aus der Einheit mit dem



Eucharistiefeier mit Weihbischof Hruza in der Basilika Einsiedeln



Das Podium mit (v. li): Moderator Stefan Kube, Weihbischof Hruza, Projektdirektorein Magda Kaczmarek, Kaplan Ernst Fuchs, Kantonalrat Urban Frye und die Studentin Marta Yaniv.

Vater schöpft. Die Kirche ist der Ort, an dem dies ausgedrückt wird.“

Auch Magda Kaczmarek, Projektdirektorin für Osteuropa bei Kirche in Not und immer wieder in der Ukraine unterwegs, wies in ihrem Beitrag auf dem Podium darauf hin, wie wichtig für die Menschen die Verbundenheit mit Gott im Gebet ist. Und die Menschen bitten nicht nur um den Frieden, sondern auch um die Bekehrung derer, die sie angegriffen haben.

Auch die junge Studentin, Marta Yaniv, die aus der Ukraine kommt und derzeit in Deutschland studiert, lebt stark aus dem Glauben. Ebenfalls im Interview mit www.swiss-kath.ch gab sie das folgende beeindruckende Zeugnis: „Ich komme aus einer religiösen Familie. Wir sind griechisch-katholisch. Früher ging ich einmal in der Woche in die Messe, während meine Eltern jeden Tag gingen. Ich habe den Glauben also bereits von meiner Familie mitgegeben bekommen. Aber etwa ein Jahr vor dem Krieg habe ich Gott irgendwie neu für mich gefunden. Ich glaube nicht mehr oder weniger Vertrauen in ihn, weil ich verstanden habe, dass wir Menschen gar nicht so viel zu sagen haben. In der Ukraine sagen wir: ‚Der Mensch plant und Gottvater regiert.‘ Wenn man weiß, dass jeder Tag der letzte sein könnte, dass der Familie etwas geschehen kann oder man ohne Haus aufwacht, weil es zerbombt wurde, da legt man einfach sein Vertrauen in Gott, dass er das so fügen wird, wie es für uns sein soll.“

Not lehrt beten – und Gott zu vertrauen. Das zeigte die Begegnung mit den Menschen aus der Ukraine in Einsiedeln. Und es wurde auch deutlich, dass dieses Vertrauen berechtigt ist – auch wenn Gott nicht direkt und auf Knopfdruck unsere Wünsche erfüllt. Aber er ist da und hört unser Gebet. Und am Ende wird er alles zum Guten wenden. Diese Botschaft der Ukrainer kann auch unseren Glauben hierzulande stärken und deutlich machen, was die Kirche hierzulande bitter nötig hat: die Menschen immer wieder neu darauf hinzuweisen, dass ihr Leben dann wirklich gelingt, wenn sie die Beziehung zu Gott leben, also dem Gebet, der Mitfeier der Eucharistie und auch der Beichte, regelmäßig in ihrem Leben Raum geben. ■

Ursula Zöller:

Ein Herz, das sieht

Wider die Bürokratisierung des Sterbens

Die Geschichte ist uns wohlvertraut: Ein Mann wird ausgeraubt, zusammengeschlagen und halbtot liegengelassen. Ein paar Passanten kümmern sich nicht um ihn, doch dann kommt einer, der die Not des Schwerletzten sieht, Mitleid mit ihm hat, seine Wunden versorgt, ihn auf sein Reittier hebt und zu der nächstgelegenen Herberge bringt. Dort kümmert er sich weiter um den Patienten, bleibt die Nacht über bei ihm und vertraut ihn am nächsten Morgen dem Wirt an, bezahlt diesen für seine Hilfe und sagt, er solle alles Notwendige für den Mann tun bis er selbst aus Jericho zurück ist. Dann werde er bezahlen, was vielleicht noch notwendig war.

Es ist die biblische Geschichte des barmherzigen Samariters. Er hat ein Herz, das sieht. Er gab dem Schreiben der Kongregation für die Glaubenslehre vom 14. Juli 2020 seinen programmatischen Namen, denn die zunehmenden Zahlen der Selbstmor-

de und der Ruf nach Sterbehilfe verlangen ein erneutes klärendes Wort der Kirche. In Deutschland beispielsweise hat das Urteil des Bundesverfassungsgerichts aus dem Jahr 2020 bestimmt, dass es – selbst wenn keine schwere Krankheit vorliegt – das Recht auf einen selbstbestimmten Tod gebe.

Samaritanus bonus macht die Zweideutigkeit des Begriffs des würdigen Todes klar. Wenn nämlich das, was man heute oft unter fehlender Lebensqualität versteht, Grund für den Wunsch zu sterben ist, dann wird verkannt, dass menschliches Leben einen Wert an sich hat. Statt einer falschen Art von Mitleid, der sogenannten mitfühlenden Euthanasie, müsse der Patient angenommen, in Schwierigkeiten unterstützt werden, brauche er Zuneigung, Aufmerksamkeit und Linderung seines Leids. Es ist, was der barmherzige Samariter der Bibel für den Fremden in Not tat. Er hat nicht nur dessen Wunden



versorgt und für seine Verpflegung gezahlt, er hat ihn auch in der Nacht nicht alleine gelassen. Und er ist wiedergekommen.

Einsamkeit und die Angst, anderen zur Last zu fallen, sind die häufigsten Gründe für Suizide oder den Wunsch nach Sterbehilfe. Papst Benedikt hat einmal geschrieben, „Eine der schlimmsten Arten von Armut, die der Mensch erfahren kann, ist die Einsamkeit. Genau betrachtet haben auch die anderen Arten von Armut, einschließlich der materiellen Armut, ihren Ursprung in der Isolation, im Nicht-geliebt-Sein oder in der Schwierigkeit zu lieben.“ Zuwendung, Hellhörigkeit und liebevoller Umgang mit dem anderen und das Stehen zu ihm sind wirksame Mittel dagegen.

Oft erwähnt das römische Schreiben Mariens Stehen unter dem Kreuz ihres Sohnes. Sie kann nicht mehr tun, als da zu sein. Sie leidet mit Jesus. Sie ist Trost in fürchterlichen Schmerzen und Todesangst. Sie steht. Sie bleibt.

Für Menschen in Not dazusein, zu ihnen zu stehen, ihnen beizustehen, das ist Aufgabe der Samariter von heute. Wohngemeinschaften für einsame Menschen, Angebote des Zusammenseins können helfen und dann Palliativmedizin und Hospize, die den Patienten am Ende seines irdischen Lebens begleiten. Netzwerke von Freunden und der Familie, die Samaritanus bonus eine Fürsorgeeinheit mit dem Patienten nennt, sind wichtig. Und jeder, der sich mit Gedanken des Selbstmords plagt oder in der letzten Phase seines irdischen Lebens ist, hat das Recht auf den Beistand der Kirche.

Inzwischen liegen dem Bundestag zwei Gesetzentwürfe vor, welche die Sterbehilfe regeln wollen. Aber die Kirche bekräftigt, dass „die Euthanasie ein Verbrechen gegen das menschliche Leben ist, weil sich der Mensch mit dieser Handlung dazu entscheidet, den Tod eines anderen, unschuldigen menschlichen Lebewesens direkt herbeizuführen ... Diejenigen, die Gesetze über die Euthanasie und assistierten Suizid billigen, sind deswegen Mittäter der schweren Sünde, die andere begehen werden. Sie sind auch des Ärgernisses schuldig, weil diese Gesetze dazu beitragen, das Gewissen, selbst bei den Gläubigen, zu deformieren.“



Gleichnis vom barmherzigen Samariter, Perikopenbuch Heinrich III., Echternach, zwischen 1039 und 1043

Das römische Schreiben warnt aber auch vor einem „irrationalen Übereifer“ in der Anwendung von Behandlungen. Nicht alles, was medizinisch noch möglich ist, sei sinnvoll. Eine therapeutische Unterlassung in der Pflege darf allerdings nicht sein. Eine Sedierung, die nicht das Ziel der Euthanasie, sondern die Befreiung von Ängsten und Schmerzen hat, ist durchaus möglich.

Kardinal Ladaria und Bischof Morandi, die Autoren des von Papst Franziskus genehmigten Schreibens, weisen auch darauf hin, dass der Arzt niemals bloßer Vollstrecker des Willens des Patienten oder seines gesetzlichen Vertreters ist. Er „behält das Recht und die Pflicht, sich einem Willen zu entziehen, der mit dem moralischen Gut nicht übereinstimmt, welches das eigene Gewissen wahrnimmt.“

Maßgebende Ethikexperten waren inzwischen vor einer gesetzlichen Regelung, die trotz des Urteils des Verfassungsgerichts gar nicht notwendig ist: Keiner der drei Entwürfe helfe Menschen, die einen Suizid erwägen, in ihrer existentiell schwierigen Lage. Und das vorgesehene mehrstufige Beratungsverfahren berge die Gefahr, in sein Gegenteil umzuschlagen. Es könne zu einer Normalisierung durch Bürokratisierung kommen. Stattdessen müsse „ein Geist prägend sein, der wachhält, dass Suizid keine Normaloption des Sterbens werden darf.“

Papst Benedikt hat es so gesagt: „Eine Gesellschaft, die die Leidenden nicht annehmen und nicht im Mit-Leiden helfen kann, Leid auch innerlich zu tragen, ist eine grausame und inhumane Gesellschaft.“ ■



Zachäus auf dem Baum war von seiner Statur her ein kleiner Mann. Das Evangelium kennt jedoch Dutzende im übertragenen Sinne „Kleiner“, also zunächst unbedeutender, einfacher Menschen. Sie spielen aber eine wichtige Rolle im Heilsgeschehen. Jesus preist sie selig.

Alfons Zimmer:

Mehr Gehör für einfache Gläubige

Wie können in der Kirche „alle Stimmen, insbesondere die der Einfachen und Kleinen, Raum und Gehör finden“? So fragt eindrücklich Papst Franziskus in seinem Brief an das pilgernde Volk Gottes in Deutschland zu Beginn des synodalen Prozesses (29.6.2019, Kap. 9). Mit anderen Worten: Die Stimme der zahlreichen leiseren einfachen Gläubigen ist für den Aufbau der Kirche bedeutsam. Aber sie dringt nicht genügend durch. Sie wird nicht ausreichend gehört. Vielleicht ist nicht jeder Abschnitt des langen Briefes von Franziskus selber ausformuliert worden, gewiss jedoch dieser. Es ist zentrales Thema seines Pontifikates.

Die Sache kam fast wortwörtlich ein Jahr vorher in seinem Apostolischen Schreiben über den „Ruf zur Heiligkeit in der Welt von heute“ (dort Kap. 7) vor. Unter den Stichworten der „Heiligkeit von nebenan“ und der „Mittelschicht der Heiligkeit“ werden vom Papst in beiden Briefen konkrete Gruppen von Gläubigen genannt, deren Heiligkeit leicht übersehen und deren Stimme schnell überhört wird. Er nennt beispielhaft Eltern, die ihre Kinder mit viel Liebe erziehen, Männer und Frauen, die mühsam arbeiten, um das tägliche Brot nach Hause

zu bringen, Kranke und ältere Ordensfrauen, die weiterlächeln (Papstbrief Kap. 10). Die Gruppen können ohne Weiteres ergänzt werden. Werktagsgottesdienstbesucher fallen einem ein, die meist zu den Kleinen in den Gemeinden zählen, die selten in Gremien vertreten sind und die gelegentlich für rückständig gehalten werden. Es gibt viele Einfache und Kleine, die den öffentlichen Meinungsbildungsprozess kaum beeinflussen. Sie stoßen keine Kampagnen an, schreiben keine Leserbriefe, sind kirchenpolitisch irrelevant. Sie hätten nach der Meinung des Papstes zwingend mehr Gehör in der Kirche verdient.

Dieser Meinung ist nicht nur Franziskus. Dieser Meinung sind auch Paulus, Lukas, weitere biblische Autoren und der Herr selber. Häufig redet er von den „Kleinen“. Es ist in Jesu Mund geradezu eine preisende Bezeichnung für seine Jünger. „Wer einem von diesen Kleinen auch nur einen Becher frisches Wasser zu trinken gibt, weil es ein Jünger ist, – Amen, ich sage euch: Er wird gewiss nicht um seinen Lohn kommen.“ (Mt. 10,42). „Hütet euch davor, einen dieser Kleinen zu verachten!“ (Mt. 18,10) Wären seine Anhängerinnen und Anhänger angesehene Leute gewesen, hätte er sie nicht als „Klei-

ne“ bezeichnet. Begeistert bricht Jesus an einer Stelle in Jubel aus: „Ich preise dich, Vater, Herr des Himmels und der Erde, weil du das den Weisen und Klugen verborgen, den Unmündigen aber offenbart hast. Ja, Vater, so hat es dir gefallen“ (Mt. 11,25). In diese Reihe gehört auch die Seligpreisung der Armen im Geiste aus Jesu Bergpredigt.

Die Klugen und Weisen, nicht die wirklich Weisen, sondern die, die sich dafür halten, bekommen auch von Franziskus einen Seitenhieb ab. Das Volk Gottes dürfe nicht auf eine erleuchtete Gruppe reduziert werden. Die immer neue Versuchung des Gnostizismus müsse man abwehren. Der Fortgeschrittene, der vorgibt über das kirchliche Wir hinauszugehen, bedrohe die Gemeinschaft (Brief Kap. 9+10). Wen meint der Papst? Nicht einfach Theologen und engagierte Synodale, aber doch solche, die die Stimme der Kleinen nicht groß machen wollen und die sich den einfachen Gläubigen gegenüber überlegen und wissend fühlen, oder auch die, die den im Papstbrief empfohlenen „marianischen Stil im missionarischen Wirken der Kirche“ (Kap. 10) kritisieren.

Von Paulus kennen wir das Wort, dass unter den Jüngern nicht viele Weise im irdischen Sinn sind, nicht viele Mächtige und Vornehme. Gott habe das Törichte in der Welt erwählt, um die Weisen zuschanden zu machen. (1Kor 1,26f). Weniger bekannt ist die Version des heiligen Lukas in seiner Apostelgeschichte. Dort stellen Schriftgelehrte und Älteste vor dem Hohen Rat fest, dass Johannes und Petrus „ungelehrte und einfache Leute“ (Apg 4,13a) sind. Im Griechischen heißt es: agrammatos und idiotos, ohne Bildung, mit schlechter Grammatik und idiotisch, was damals etwa den Sinn von Nichtfachmann hatte. Was dem Hohen Rat aber hauptsächlich ins Auge fiel, war, dass sie Jünger Jesu waren, wörtlich: dass „sie mit Jesus gewesen waren“ (Apg 4,13b). Das Entscheidende ist – so einmal Christoph Kardinal Schönborn – , mit Jesus zu sein. Und er wünscht sich, man könne es auch an uns katholischen Christen erkennen, dass wir mit Jesus sind.

Nicht nur in der Schrift begegnet man neben den Großen auch zahlreichen „Kleinen“ unter den Gläubigen, Lydia, Europas erster Christin, dem Sklaven Onesimus, das Paulusunterstützerhepaar Priszilla und Aquila. Auch die Geschichte der Heiligen und Seligen stellt uns Tausende von Einfachen und Kleinen vor, den Pförtnerbruder Konrad, die kleine Theresia, den einfachen Bergmann Nikolaus Groß und viele mehr. Im Gefängnis Bochum saß 1943 unter den dreizehn katholischen Résistance-Gefangenen aus dem belgischen Städtchen Lichtervelde neben dem Bürgermeister Callewaert auch der einfache Bauer Odil Moyaert. Er war des Lesens unkundig, nach der Apostelgeschichte ein agrammatos, ein Ungelehrter, ein Kleiner. Vor seiner Enthauptung im Gefängnis Wolfenbüttel waren seine Worte die eines wahrhaft Großen. Seelenruhig machte er dem Pfarrer und den anderen Mut: „Ein katholischer Christ hat keine Angst. Das Leben kann uns niemand nehmen, auch wenn wir sterben müssen. Ein Gotteskind lebt immer.“ Eine tiefere und existentiellere Theologie habe der Gefängnisseelsorger davor und danach nie mehr kennengelernt. ■

Lydia von Philippi

Der erste Christ Europas war – eine Christin, Lydia aus Philippi. Paulus betritt in Mazedonien zum ersten Mal europäischen Boden. Lukas hält in seiner Apostelgeschichte die denkwürdigen Ereignisse fest (Apg 16, 11-15), die zur Taufe der Purpurchändlerin Lydia führen.

Am Flüsschen Gangites predigt Paulus gerne. Dort gibt es – wegen ritueller Waschungen in Wassernähe – eine offene jüdische Gebetsstätte. Ausnahmslos Frauen hören ihm zu, auch die wohlhabende Unternehmerin Lydia. Als „Gottesfürchtige“ stellt Lukas sie vor. Sie ist also keine Jüdin, sondern eine an der jüdischen Religion interessierte Heidin. Vielleicht war sie wegen der strengen jüdischen Reinheitsgebote noch nicht konvertiert.

Von Paulus hört sie, dass sie ohne besondere Auflagen und Riten auch zum Gottesvolk gehören kann, als Christin. „Der Herr öffnete ihr das Herz“, heißt es knapp. Bald erbittet sie die Taufe, zusammen mit den Angestellten ihres Hauses. Schnell wird Lydias Villa zum Stützpunkt der Mission des Völkerapostels. Dem wächst die Gemeinde in Philippi ans Herz. In Europa wird so das Samenkorn des Glaubens zuerst in das Herz einer Frau und in die Herzen einer Gruppe von Frauen gesenkt. Die Apostelgeschichte setzt ihnen ein unvergängliches Denkmal. Lydias Namenstag ist der 3. August.

(Aus: Erich Läufer, Kleine Leute im NT“, Topos plus Verlagsgemeinschaft 2000, frei zusammengefasst von Alfons Zimmer)



Leben und Glauben im Hause der Purpurchändlerin Lydia. Fenster in der Kirche St. Peter und Paul, Herne-Sodingen, Jupp Gesing 1984

Willi Graf, Widerstandskämpfer gegen Krieg und Verbrechen

Ein 25jähriger auf dem Weg zur Seligsprechung

Wenige Monate vor dem Ende des Ersten Weltkrieges mit etwa 17 Millionen Toten, erblickte ein Bübchen am 2. Januar 1918 in der Nähe von Euskirchen in einer katholischen Familie das Licht dieser Welt: Willi Graf.

Zwei Jahre vor dem Ende des Zweiten Weltkrieges mit mehr als 50 Millionen Toten, wird Willi Graf als Widerstandskämpfer gegen Krieg und Verbrechen, als Student, engagierter Christ, angehender Mediziner und Sanitätsfeldwebel, zusammen mit Alexander Schmorell und Prof. Dr. Kurt Huber zum Tod verurteilt. Wir schreiben den 19. April 1943. Der Prozess unter Vorsitz des NS-Richters Freisler dauert nur einen Tag. Mehr als 5000 Todesurteile fällt dieser fanatische Jurist in den Jahren 1934 bis 1945.

Aktuell zum Gedenken an Willi Graf's 80. Todestag hat der bekannte Autor Thomas Alber nun eine sehr lesenswerte Biografie des jungen NS-Opfers vorgelegt. Graf starb am 12. Oktober 1943 um 17 Uhr in München-Stadelheim unter dem Fallbeil. Dem Büchlein ist eine bewegende Einführung von Prälat Prof. Dr. Helmut Moll vorangestellt, dem Beauftragten der Deutschen Bischofskonferenz für das deutsche Martyrologium des 20. Jahrhunderts.

Das etwa 250seitige Taschenbuch mit zahlreichen historischen Fotos, vielen äußerst informativen Briefauszügen, Zeitzeugenberichten und Abdrucken von Originaldokumenten hält in der Tat, was es verspricht: Man bleibt dran und legt das Buch erst ausgelesen mit Erschütterung und Mitgefühl aus der Hand.

Willi Graf war einer der führenden Köpfe der „Weißen Rose“. Alle wurden hingerichtet, er als letzter nach Monaten qualvollen, täglichen Wartens auf den Tod. Das Geschwisterpaar dieser Widerstandsgruppe, Hans und Sophie Scholl wurde am 18. Februar 1943 in der Universität München verhaftet, als sie Flugblätter gegen Hitler ausleg-

ten. Einen Tag später wird auch Christoph Probst, 23 Jahre alt, verheiratet und Vater von drei kleinen Kindern, in der Innsbrucker Kaserne verhaftet. Alle drei werden bereits am 22. Februar 1943 zum Tod verurteilt und am selben Tag noch hingerichtet. Für diesen Prozess gegen die Studentengruppe war Richter Freisler eigens aus Berlin nach München gereist. Auch Willi Graf wird sofort in seiner Wohnung verhaftet, nachdem sein Name bei dem Verhör einer Kommilitonin erwähnt wurde.

Beschämt und empört blickt der heutige Leser auf den Originalbrief des Rektors der Universität München, den er schon am 4. März, also keine zwei Wochen nach der Zerschlagung der Studentengruppe und noch vor dem Prozess gegen Willi Graf an sämtliche deutschen Hochschulen schickte: „Der Student Wilhelm Graf ... wurde wegen ... vom Dreier-Ausschuss der Universität München ... mit dem dauerhaften Ausschluss vom Studium an allen deutschen Hochschulen bestraft.“

Zahlreiche solcher Urkunden im vorliegenden Buch illustrieren die damalige Zeit, das totalitäre, kadavergehorsame Denken auch vieler sogenannter Intellektueller und den unmenschlichen Terror, gegen den diese mutigen jungen Erwachsenen aufstanden.

Dem Autor gelingt es, die Ereignisse stundengenau darzustellen; man wird mitgerissen von dem ungeheuren Druck, spürt aber auch die übermenschliche Tapferkeit und Einsatzbereitschaft dieser sechs Widerstandskämpfer des engsten Kreises. Sie wussten, es geht um Leben und Tod! Und sie setzten bewusst ihr Leben ein! Nach Abitur, Reichsarbeitsdienst, ersten Semestern Studium, dann wieder Militärdienst und Fronteinsatz hatten die Männer Drill, Unfreiheit, vielfachen Tod gesehen. Willi Graf erlebte bodenloses Verbrechen, das Warschauer Ghetto mit seinem



Von links: Hubert Furtwängler, Hans Scholl, Willi Graf, Alexander Schmorell



Trauerzug zum Friedhof am 4. November 1946



Thomas Alber: *Aufrecht bis zum Schafott. Willi Graf und die „Weiße Rose“*. Fe-Verlag, 2023, 264 Seiten, ISBN 978-3-86357-370-6, EUR 12.80

unermesslichen Elend, auch grausamstes Vorgehen an der Ostfront. Ernst und zutiefst betroffen war er zurückgekehrt, bereit zum Einsatz seines Lebens. In dieser Biografie wird sichtbar, dass Willi Graf als Christ, als tiefgläubiger Katholik, eine ungeheure Lebensreife, die Bereitschaft zur Lebenshingabe und klarste Sicht auf die Verbrechen und den zwingenden Untergang dieses Regimes hatte.

Thomas Alber webt in meisterhafter Weise die Zusammenarbeit der Freunde der „Weißen Rose“ ineinander, zeigt ihre Charaktere, kurze Lebensläufe und arbeitet das Bild des jungen Willi Graf heraus. Das Buch bietet daher auch hervorragende Informationen über die Widerstandsaktivitäten der „Weißen Rose“ und ihre führenden Köpfe, ebenso über die Entstehung dieser Gruppe, die ab Sommer 1942 neben dem Studium geheime Widerstandsarbeit leistete. In Ulm, der Heimatstadt der Geschwister Scholl, hatte es schon 1941 eine Aktion von Schülern gegeben, die als Reaktion auf die Tötungen von unheilbar Kranken heimlich Flugblätter verfassten und versandten. Das war das Vorbild für die aufwändigen Flugblattaktionen der studentischen Widerstandskämpfer in München. Es ist hochinteressant, auch dies hier genauer nachzulesen.

Alle Flugblätter sind im Anhang des Büchleins von Thomas Alber vollständig abgedruckt. Es ist dem Autor auch sehr zu danken für die lebendige, ja spannende Darstellung, wie diese mutige Studentengruppe Zeit, Geld und Arbeitseinsatz nicht scheute, weite Zugreisen in Kauf nahm, um die frankierten Briefe mit den Flugblättern nachts in die Briefkästen der verschiedensten Städte zum Versand

zu stecken. „Wer, wenn nicht wir.“ Das scheint das Motto dieser jungen Menschen gewesen zu sein. Willi Graf aber gestaltete sein Leben und all sein Engagement in tiefem Ernst als bewusster Christ, geprägt durch seine Jugend im Bund Neudeutschland; dies legt der Autor überzeugend dar.

Das Flugblatt, welches den Freunden den Tod brachte, war bereits das sechste.

Es war an die Studenten der Universität gerichtet und bezog sich auf die Niederlage von Stalingrad vom Januar 1943. Liest man den gesamten Originaltext, so besticht die klare, jugendlich-kompromisslose Sprache dieser Studenten. So schreiben sie: „Der deutsche Name bleibt für immer geschändet, wenn nicht die deutsche Jugend endlich aufsteht ...“. Wie wahr ist das! Wie dankbar können wir nachgeborenen Deutschen diesen Studenten im NS-Widerstand sein!

Es ist im Rahmen einer Rezension nicht im Ansatz all das zu würdigen, was in der vorliegenden Biografie an vielfältigen Informationen zu Willi Graf zusammengestellt ist und wie er als sympathischer, klardenkender, tiefgläubiger junger Mensch im Widerstand lebendig wird. In seinem ebenfalls abgedruckten, langen Abschiedsbrief schreibt Willi Graf am Hinrichtungstag an seine Eltern und Schwestern: „... darum werde ich bis zum letzten Augenblick beten, denn ich weiß, dass es für euch schwerer sein wird als für mich ...“.

Es ist ein großes Verdienst von Autor und Verlag, dass das Buch gerade 2023 veröffentlicht werden konnte. Jeder zeitgeschichtlich und menschlich Interessierte, ob jung oder älter, wird das Bändchen mit großem Gewinn an Information und Hintergrundmaterial lesen.

Auch die bisher entwickelte, großherzige Erinnerungskultur für Willi Graf in Saarbrücken, der Stadt seiner Kinder- und Schulzeit, kommt nicht zu kurz. Zahlreiche Schulen und Einrichtungen, die Willi Grafts Namen bereits tragen, sind aufgeführt. Es erfüllt mit Hoffnung, dass im Jahr 2022 der größte Sitzungssaal des Landtagsgebäudes im Saarland den Namen Willi Grafts erhielt, eines Widerstandskämpfers gegen totalitäres Denken und totalitäre Machtausübung!

Nachdem Alexander Schmorell von der orthodoxen Kirche als Neumärtyrer feierlich anerkannt wurde, war es an der Zeit, über eine Seligsprechung Willi Grafts nachzudenken. Dies ist nun erfolgt: Erste, wichtige Schritte zur Eröffnung des Seligsprechungsverfahrens im Erzbistum München sind eingeleitet. ■



Der Wolf ist wieder da. Allein sein Name hat unseren Vorfahren den Schrecken in die Glieder fahren lassen. In Schermbeck in der Ruhrmetropole sorgte die Wölfin Gloria kürzlich für Ängste bei Waldspaziergängern. Am wenigsten erfreut über die Neuausbreitung der Wölfe sind wohl Schäfer und Landwirte. Naturschützer dagegen sind begeistert. Was tun mit dem Wolf?

Und dann gibt es da noch Wölfe im übertragenen Sinne. Die kommen in Märchen und Fabeln vor. Da war er nie weg, der böse Wolf. Und immer vorhanden war er auch in der heiligen Schrift. Meist steht er in Bibel und in Dichtung für gefährliche üble Menschen.

In der Apostelgeschichte warnt Paulus die Mileter. Sie mögen acht geben. Nach seinem Weggang würden reißende Wölfe die Herde, die Gemeinde dezimieren (Apg 20,29). Ähnlich weist Jesus in der Bergpredigt auf die Gefahr falscher Propheten hin, die als harmlose Schafe getarnt in Wirklichkeit aber Wölfe sind (Mt 7,15). Noch bekannter sind Jesu Tierbilder bei der Aussendung seiner Zwölf: „Seht, ich sende euch wie Schafe unter die Wölfe. Seid daher klug wie Schlangen und arglos wie die Tauben!“ (Mt 10,16)

Der Wolf in Bibel und Fabel

Tiermetaphern sind dies, keine Fabeln. Die Botschaft ähnelt dennoch der der Fabeln. Auf die Ausformulierung einer fiktiven Beispielgeschichte verzichtet Jesus jedoch. Er bringt es prägnant auf den Punkt. Beherrscht hätte Jesus die Fabel als Gleichniserfinder leicht. Und gekannt hat er als Leser seiner heiligen Schrift diese Gattungsform auch. In der Bibel Jesu gibt es immerhin zwei echte Fabeln, keine Tier-, aber doch Pflanzenfabeln. Die berühmteste ist die von der Königswahl der Bäume (Ri 9,8-15), die Martin Buber einmal als die stärkste antimonarchische Dichtung der Weltliteratur bezeichnete.

Zurück zu den Wölfen und zur Frage, wie die Leute mit ihnen umgehen sollen, sowohl mit den echten, als auch mit denen im übertragenen Sinne. Die „Lösung“ für das Wolfsproblem in Westfalen war vor fast 200 Jahren die Ausrottung. Den letzten im Ruhrgebiet geschossenen Wolf kann man als ausgestopftes Präparat im Regionalforstamt Ruhr in Gelsenkirchen betrachten.

Ein Dichter denkt beim Thema des Umgangs mit den Wölfen natürlich metaphorisch. Er beginnt zu fabulieren. Er macht eine Fabel. Zumindest hat dies Gottfried Ephraim Lessing im 18. Jahrhundert getan. Wie heute noch so war auch damals die Frage aktu-

ell, was man mit „menschlichen Wölfen“ macht, also mit Räubern, Gewalttätern, Gesetzesbrechern. Lessing beobachtete die Einstellung der Leute zum Umgang mit Straftätern ganz genau. Die meisten dachten: Die volle Härte des Gesetzes soll sie treffen. Das ist heute nach Umfragen in der Bevölkerung nicht viel anders. Der Resozialisierungsgedanke ist eher auf dem Rückzug. Lessing analysiert und beleuchtet einfach die Verhältnisse seiner Zeit. Das kleine Werk, das er daraufhin schreibt, nennt er: Die Geschichte des alten Wolfes in sieben Fabeln.

Wie umgehen mit Gesetzesbrechern, nicht mit jugendlichen, nein, mit entlassenen in die Jahre gekommenen Straftätern? Mit solchen, die nun sagen, sie wollen niemandem mehr Schaden zufügen, die das vielleicht vortäuschen oder die es wirklich versuchen wollen. Finden sie einen, der ihnen traut? Hören wir Lessing: Der alt gewordene Wolf, der den Besserungsentschluss gefasst hat, geht zum ersten Schäfer. Er bittet ihn, ihm zu helfen, dass er nur nicht hungern muss, dann bliebe er zahm. „Du und dein Geiz werden nie satt. Geh deinen Weg!“, erhält er als Antwort. Und so geht es noch fünfmal weiter. Immer wird er abgewiesen. Niemand traut ihm. Einmal bietet er an, für den toten Hirtenhund einzuspringen und zu arbeiten.

Chancenlos. Einen Dieb will sich der vierte Schäfer nicht ins Haus holen. Auch seine Bitte, nur die toten Schafe zum Fraß zu erhalten, findet kein Gehör. Schließlich bietet er beim sechsten Schäfer seinen Pelz an, wenn er ihn bis zum Tode füttern würde. Der will aber sofort seinen Pelz haben und jagt ihn mit der Keule.

Wenn man diese Fabel in einer Gesprächsrunde vorträgt, könnte man hier eine pädagogische Unterbrechung einlegen und fragen, wie die Geschichte wohl ausgeht, welche Lösung man selber vorschlagen würde. Gut geht die Geschichte nicht aus, nicht so gut wie bei der endzeitlichen Friedensvision des Propheten Jesaja (11,6), wo schließlich Wolf und Lamm einträchtig zusammen liegen. Nein, in Lessings Fabel gerät am Ende der alte Wolf in äußerste Wut über die Unbarmherzigkeit der Leute. Er will, bevor ihn der Hunger tötet, lieber als ihr Feind sterben und reißt sogar die Kinder der Schäfer. Am Schluss wird Lessing nachdenklich und lässt den weisesten der Schäfer zu Wort kommen: „Wir taten doch wohl unrecht, dass wir den alten Räuber auf das Äußerste brachten und ihm alle Mittel zur Besserung, so spät und erzwungen sie auch war, benahmen.“



Ursula Zöller:

Reformer und Wegbereiter in der Kirche:

Guido Schäffer Lebenslust und Gottesehnsucht

Sein Tod war nicht der eines Märtyrers. Es war ein eher ungewöhnlicher Tod. Zu früh für seine Lieben und Freunde, zu früh aber wohl nicht für Guido, da sich der lebenslustige, humorvolle junge Mann sehr danach sehnte, ganz bei Gott zu sein.

Guido Schäffer wird am 22. Mai 1974 in einer deutschstämmigen Familie in Rio de Janeiro geboren. Seine Mutter Nazareth engagiert sich in der Gemeinde und gibt in den Schulen der Stadt Katechismusunterricht, der Vater, Guido Manuel Vidal Schäffer, ist Arzt.

Ihr Sohn Guido studiert Medizin. In seiner Freizeit ist er oft am Strand und surft in den Wellen der Copacabana. Ob er als Arzt arbeitet oder Sport treibt, immer versucht er, seinen Glauben zu verkünden. Er tut es einfühlsam und liebevoll. Denn er ist davon überzeugt, dass „alles, was wir tun, Gottes Liebe zeigen soll.“

In dem Jahr als er seine Promotion abschließt, gründet er mit seiner Verlobten, einem Priester und Freunden die Gebetsgruppe „Feuer des Heiligen Geistes“. Er betet oft den Rosenkranz, denn er hat sich der Gottesmutter geweiht.

Guido arbeitet im Hospital Santa Casa und in einer privaten Klinik, möchte bald heiraten. Dann lässt ihn das Zitat eines Predigers aus dem Buch Tobit nicht mehr los: „Wende deinen Blick niemals ab, wenn du einen Armen siehst, dann wird auch Gott seinen Blick nicht von dir abwenden.“ Hat er Arme übersehen? Guido bittet Gott, dass er ihm helfen möge, sich um sie zu bemühen.

Eine Woche später begegnet er Schwestern der Mutter Teresa, sieht das als Antwort auf sein Gebet und kümmert sich von nun an um Obdachlose. Er heilt ihre körperlichen aber auch viele seelische Wunden. Er findet Freiwillige, die helfen und Ärzte aus Santa Casa, die nun bei den Schwestern mitarbeiten. Die sind so beeindruckt von der Hingabe ihres Kollegen, dass sie meinen, er solle das Buch Ignacio Larranagas „Bruder Franz von Assisi“ kennenlernen. Es wird Guido weiter inspirieren. Einmal, so berichtet ein Freund, hört man vor einer Kirche einen Obdachlosen laut schreien und die Umstehenden antworten ihm genauso. Guido geht zu ihm, umarmt ihn und der Mann wird in seinen Armen ruhig.

Dieser Freund berichtet auch von einem sehr kranken Mann, dem der Arzt während der Behandlung vom Sakrament der Beichte erzählt. Der Kranke sagt, was auch heute so viele Menschen sagen, er habe niemanden umgebracht oder bestohlen, habe also nichts zu beichten. Guido erwidert, er habe auch niemanden umgebracht und sei doch voller Sünden und beginnt, sie dem Mann aufzuzählen. Der Patient will dann doch beichten und empfängt die Krankensalbung.

Der junge Arzt will Priester werden, gibt seine bezahlte Stelle auf, studiert im Kloster des Heiligen Benedikt in Rio Philosophie und Theologie, behandelt aber weiter Kranke, hält Vorträge. Sein biblisches Wissen, seine Fähigkeit ganze Psalmen zu zitieren, lassen die Zuhörer immer

wieder staunen. Er wird 2005 nach Queluz in Sao Paulo zur Prüfung seiner Berufung gesandt, arbeitet dort ebenfalls in einer Klinik, spricht im Radio über den Glauben.

Im Jahre 2008 ist der Seminarist wieder in Rio, um die letzten beiden Jahre seines Theologiestudiums vor der Priesterweihe zu absolvieren.

Am 1. Mai 2009, einem Herz-Jesu-Freitag, wird er am Strand von Rio von seinem Surfbrett im Genick



getroffen, wird ohnmächtig und ertrinkt. Guido ist 34 Jahre alt. Früher einmal hatte er Freunden gesagt, wenn Gott es erlaube würde er gerne im Meer sterben, weil er dort spüre, wie Gott in der Natur zu ihm spricht.

Am Tag seiner Beerdigung ist die Kirche „Unserer Frau von der Copacabana“ überfüllt. Erzbischof Dom Orani sagt den Anwesenden, dieser junge Mann habe sich so sehr gewünscht, Priester zu werden. Und er geht zum Sarg des Toten und legt ihm eine Stola um. ■

In Vergessenheit geraten

Der Kommorant

Nach dem Ende der Habsburger Monarchie verlor der Adel seine Titel. In Österreich darf sich kein Adelliger „Graf“ oder „Baron“ nennen. Es gibt keine Königlichen Hoheiten mehr. Viele andere Titel haben sich auch in der Republik erhalten und das sind nicht wenige. Es gibt nach wie vor den Hofrat, den Kommerzienrat, den Ökononierat, den Medizinalrat, den Kammer Sänger, um nur einige zu nennen. Alle diese Titel sind auch in weiblicher Form erhältlich. Das Ende der Monarchie im Deutschen Reich brachte keine so tiefen Einschnitte für den Adel. Es gibt weiter Königliche Hoheiten, Fürsten, Grafen und Barone, Prinzen und Prinzessinnen. Mit anderen Titeln geht man in Deutschland sparsamer als in Österreich um.

Bei der katholischen Kirche setzte der Sturm auf die Titel nach der Säkularisation im 19. Jahrhundert ein. Die Geistlichen Räte kehrten ein paar Jahrzehnte später wieder zurück vermehrt um die Königlich Geistlichen Räte. Nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil wurden Titel erneut in Frage gestellt. Damals verloren Kardinäle und Bischöfe die „Cappa magna“, diese schöne Schleppe, die von einem Kleriker zu tragen war. Die infulierten Prälaten, die Apostolischen Protonotare büßten Mitra und Brustkreuz ein. Priesterräte beschlossen, dass Bischöfe den Titel „Geistlicher Rat“ nicht mehr verleihen sollten. Auch auf päpstliche Titel wie Monsignore oder Prälat sollte verzichtet werden. Dies wurde in einigen deutschen Diözesen durchgesetzt. Der Spiritual von Würzburg Pater Grotz SJ kommentierte treffend: „Die Geistlichen Räte wurden abgeschafft und gekommen ist die Liborius-Medaille“. Es besteht also nach wie vor der Wunsch, verdiente Geistliche auszuzeichnen.

Manche Titel sind mit dem Amt verbunden, das jemand übertragen bekommt. Das trifft auf jeden Pfarrer zu. Die kirchliche Bürokratie unterscheidet

beim Pfarrer, ob er vom Dekan installiert wurde. Ist dies nicht der Fall, dann wäre er nur Pfarrvikar. Das ist jedoch den Pfarrangehörigen ziemlich gleichgültig. Einen echten Benefiziaten gibt es heute auch nicht mehr. Jeder Benefiziat ist nur ein Benefiziumsvikar, denn er verfügt nicht mehr über die mit dem Titel verbundene Pfründe, jedoch über einen eigenen Haushalt. Der Priestermangel bringt es mit sich, dass es kaum mehr Benefiziumsvikare gibt. Die Benefiziaten sind Mangelware geworden, ebenso die Pfarrhaushälterinnen. Meistens spricht man nur noch vom Kaplan. Benefiziat Manfred Madel war der letzte Benefiziat von Thannhausen. In der neuen Pfarreiengemeinschaft „Mindelta“ gibt es nur noch einen Kaplan, der den leitenden Pfarrer, in diesem Fall den Stadtpfarrer, unterstützt. Manche bayerischen Diözesen nennen den Kaplan „Cooperator“, das bedeutet Mitarbeiter. Ein sehr treffender Begriff.

Glücklich der Pfarrer, der auf die Mithilfe von Geistlichen zählen kann, die sich im Ruhestand befinden, aber immer noch gerne Gottesdienste übernehmen. Solche Ruhestandsgeistliche nannte man bis in die 50er Jahre des 20. Jahrhunderts „Kommoranten“. Ein Kommorant ist, laut Lexikon, ein Geistlicher, der an einem Ort ansässig ist ohne seelsorglich tätig zu sein. Er übernimmt also weder Taufen noch Beerdigungen, auch Hochzeiten nur nach Rücksprache mit dem leitenden Pfarrer. Er ist dankbar, für die Möglichkeit zu zelebrieren, dabei weiß er sich zurückzunehmen und macht deshalb von der Möglichkeit der Konzelebration Gebrauch.

Der Titel „Kommorant“ ist stillschweigend abhanden gekommen, ebenso der Titel „Jubelpriester“, den früher ein Geistlicher anlässlich seines Silbernen Priesterjubiläums erhielt. Die Quaste an seinem Birett, das ist die priesterlichen Kopfbedeckung, war

mit Silberfäden geziert. Beim Goldenen Priesterjubiläum gab es dann Goldfäden in der Quaste des Birettes. Der Titel „Kommorant“ verschwand, weil auch kein Ruhestandsgeistlicher mehr so völlig zurückgezogen lebt, wie das früher der Fall war. Der Kommorant kam, feierte in der Regel am Sonntag die Frühmesse ohne Predigt und ohne Gesang, und zog sich dann wieder zurück.

Blättert man im Verzeichnis der Geistlichen von 1935 im Dekanat Thannhausen, dann fällt die große Zahl von Priestern in Ursberg auf, die als „Kommorant“ bezeichnet werden. Es waren Priester ohne Pfarrei, die ihren Lebensabend in Ursberg verbrachten, wo sie versorgt wurden und keine Verpflichtung mehr hatten. Sie konnten täglich die heilige Messe feiern. Sie schätzten die gemeinsamen Mahlzeiten und den Gedankenaustausch, der sich dabei ergab. Sie wohnten in St. Salvator. Dort war auch der Treffpunkt für Gegner des Naziregimes aus dem Klerus. Pater Rupert Mayer SJ kam des öfteren hierher. Die meisten der damaligen Ursberger Kommoranten sind auf dem Klosterfriedhof bestattet.

Ortsname, Pfarre, Bezirksamt und Seiringszahl	Name, Geburtsort und -Jahr	Tag und Jahr		Bezeichnung
		Tag	Jahr	
Ursberg	(00.)			
	Hab. Hans v. Tiefenbach, Pf. Winklried, freier Pfarrer, Wehrh. Teintobach	11.	25.	
	P. Georg Klein v. Tiefenbach, O. M. J., Religionslehrer im Exerzitienkollegium der St. Josephs-Kongregation.	10.	24.	
	Johann Dietrich von Keimlingen, freier Pfarrer, Kommarant.	14.	25.	
	Kosten Hans von Eriehausen, freier Pfarrer, Kommarant.	1.	26.	
	Klaus Schling v. Wehrhach, Pfarrer, Kommarant.	13.	1.	
	Hr. Kas. Schreyer v. Immelstein, freier Pf. v. Wehrhach, Wehrhach, Kommarant.	3.	5.	
	Joseph Singer von Oberweh, freier Pfarrer, Kommarant.	10.	2.	
	Wilhelm Wagner von Winklried, Wehrhach, freier Pfarrer, Kommarant.	1.	24.	
	Klaus Dietrich v. Winklried, Pf. Winklried, Wehrhach, Kommarant.	23.	20.	
	Joseph Hans v. Schmalzer, Pfarrer.	8.	28.	
	Wendelin Wehler v. Wehrhach, Kaplan.	25.	8.	
		1906	1924	

André Stiefenhofer:

Deutsche Glaubensspuren in Pakistan

Die katholische Kirche in Pakistan wurde in ihrer Geschichte vor allem durch niederländische und irische Missionare geprägt. Und doch begegnet man auf der Reise durch das Land auch immer wieder der Erinnerung an deutsche Ordensfrauen und Priester, die den Menschen bleibende Geschenke der Liebe gemacht haben.

André Stiefenhofer, Pressereferent von „Kirche in Not“ Deutschland, hat Pakistan vor wenigen Wochen besucht und zeichnet deutsche Glaubensspuren in dem Land nach, in dem unter zwei Prozent Christen leben.

Christen gehören trotz Ausgrenzung dazu

Die südpakistanische Hafenstadt Karatschi ist eine der größten Metropolen der Welt und das ökonomische Herz der Islamischen Republik Pakistan. Das

Leben vibriert in den Straßen Karatschis, es herrscht ein friedlich vor sich hinfließendes Verkehrschaos, in dem viel gehupt, aber nie geschrien wird. „Wir haben es zu eilig, um uns zu streiten“, kommentiert das ein katholischer Priester schmunzelnd. Vielleicht ist das auch der Grund, warum es in Karatschi trotz strenger Glaubensgesetze und der unumstößlichen islamischen Staatsreligion derart viele Kirchenbauten und sogar einen christlichen Friedhof inklusive weithin sichtbarem Kreuz gibt. Die Christen gehören eben zu Karatschi, wer sollte das bestreiten?

Die Legende besagt, dass schon die Apostel Thomas und Bartholomäus auf ihrem Weg nach Indien durch die heutige Erzdiözese Karatschi gezogen sind. Anfang des 17. Jahrhunderts waren es Augustiner-Patres, die das Land erstmals evangelisierten. Später folgten Karmeliten, Kapuziner und Jesuiten.

Ein Gotteshaus für Generationen pakistanischer Katholiken

Mit den Jesuiten beginnen auch die ersten Spuren deutscher Missionare in Pakistan. Sie kamen 1856 von Bombay nach Karatschi. Einer von ihnen war der Architekt Pater Karl Wagner, der die Kathedrale des Heiligen Patrick in ihrer heutigen Gestalt entwarf. Mit ihm kamen die Laienbrüder Georg Kluver und Herman Lau, die Bauleiter für das prächtige Gotteshaus waren. In der Kathedrale von Karatschi findet das europäische Auge daher viel Bekanntes. So stammen der Kreuzweg und die kunstvollen Glasfenster von einer Münchner Firma. Die Erben dieses Betriebes kümmern sich auch heute noch um die Erhaltung.

Pater Wagner starb 1869 – wie so viele Missionare seiner Zeit – an einer schweren Darmerkrankung. Erst zehn Jahre nach sei-



Die Kathedrale von Karatschi bei Sonnenaufgang

Bitte unterstützen Sie mit „Kirche in Not“ den Einsatz der katholischen Kirche in Pakistan mit Ihrer Spende – online unter: www.spendenhut.de oder auf folgendes Konto:
Empfänger: KIRCHE IN NOT
LIGA Bank München
IBAN: DE63 7509
0300 0002 1520 02
BIC: GENODEF1M05
Verwendungszweck:
Pakistan



Katholiken in Lahore

nem Tod konnte der Grundstein für die Kathedrale gelegt werden, doch bis heute ist sie der unverzichtbare Mittelpunkt tausender Katholiken.

Gottes Wort in Landessprache

Grundlagen für den Glauben von noch mehr Menschen hat die im Jahr 2004 verstorbene deutsche Ordensfrau Maria Beatrix Schlepphorst gelegt. In Deutschland ist sie fast vergessen. Auch ihr Orden, die Töchter vom Heiligen Kreuz, hat sich Ende 2022 aus seiner Niederlassung in Rees-Haldern (Erzdiözese Köln) zurückgezogen.

Schwester Beatrix war lange Jahre die Provinzoberin ihres Ordens in Pakistan und wird heute noch in der Diözese Hyderabad in hohen Ehren gehalten. Diese Diözese ist im Gegensatz zur Großstadt Karatschi eher ländlich geprägt. Viele Katecheten reisen

von Dorf zu Dorf und sind für die Glaubensweitergabe auf Bibeln und Glaubensbücher in der Landessprache Urdu angewiesen. Schwester Beatrix war es, die in unermüdlicher Kleinarbeit nicht nur die Bibel, sondern tausende Glaubensschriften in diese für Europäer nicht leicht zu erlernende Sprache übersetzte.

Pakistanische Eltern erzählen ihren Kindern deshalb bis heute bewundernd von dieser disziplinierten und fleißigen Ordensfrau. Fast jeder Priesterseminarist Pakistans kennt ihren Namen und nennt mehrere von ihr übersetzte Bücher sein Eigen. Dank ihres unermüdlichen Einsatzes lebt die Erinnerung an Schwester Beatrix Schlepphorst heute noch in ihrem geliebten Pakistan weiter.

Kampf gegen Lepra

Auch in Deutschland immer noch sehr bekannt ist dagegen jene Frau, die maßgeblich dafür

verantwortlich ist, dass die tödliche Krankheit Lepra in Pakistan seit 1996 offiziell unter Kontrolle war: Schwester Dr. Ruth Pfau war ein Engel für die Ärmsten der Armen. Neben Lepra bekämpfte die Missionsärztin Tuberkulose und Augenkrankheiten im Land. Ihre Errungenschaften waren derart aufsehenerregend, dass sie nach ihrem Tod im Jahr 2017 als erste Frau und erste Nicht-Muslimin ein Staatsbegräbnis erhielt. Das Außenministerium würdigte Schwester Ruth Pfau in einer Erklärung sogar als „Nationalheldin“.

Dass es so weit kam, ist wohl ihrer Berufung und Gottes Fügung zu verdanken. Denn eigentlich wurde Schwester Ruth im Jahr 1960 von ihrem Orden nach Indien geschickt, um dort als Frauenärztin zu arbeiten. Doch um ihr Visum zu erhalten, machte sie Halt in der damaligen pakistanischen Hauptstadt Karatschi. Was sie dort sah, sollte ihr Leben für immer verändern. Ihr Orden, die



Erinnerung an Schwester Maria Beatrix Schlepphorst in einer pakistanischen Kirche



Missionsärztin Schwester Ruth Pfau in jungen Jahren

Töchter vom Herzen Mariä, half damals den Leprakranken in den Armenvierteln Karatschis, und ihre Mitschwester nahmen sie für einen Tag mit auf diese Mission.

Tief erschüttert lag Schwester Ruth an jenem Abend in ihrem Bett und hörte nur noch einen Satz in sich, der ihre Berufung werden sollte: „Dies ist es, was Du tun sollst.“ Am nächsten Morgen war ihre Entscheidung gefallen und von diesem Moment an ruhte Schwester Ruth nicht eher, bis die Lepra besiegt war. Ein Sieg, der anfangs noch weit entfernt war. Sie schrieb in ihr Tagebuch: „Wenn ich auch nicht helfen kann, so will ich doch das Leiden teilen. Denn nichts zu tun, erscheint mir unerträglich.“ Die Missionsärztin baute Schritt für Schritt eine Klinik für Leprakranke auf – als Frau in einer männerdominierten Kultur. So wuchsen nicht nur die Erfolge im Kampf gegen die tödliche Krankheit,

sondern auch der Respekt jenes Landes, das Schwester Ruth von Herzen liebte.

Pakistan braucht Glaubenshelden – auch heute

Pakistan macht aktuell oft negative Schlagzeilen: Der wachsende Islamismus und Nationalismus, die vielen Fälle von Entführungen und Zwangskonversionen christlicher und hinduistischer Mädchen, Vetternwirtschaft, Korruption und Ausbeutung prägen die Berichterstattung. So viele Probleme verführen dazu, wegzusehen, dem Elend seinen Lauf zu lassen. Doch auch heute braucht es Glaubenshelden, die Pakistan und seine Bevölkerung mit Augen glühender Liebe anblicken. Wer folgt Pater Karl Wagner, Schwester Maria Schlepphorst und Schwester Dr. Ruth Pfau nach? Der Herr der Ernte weiß es. ◆



Junge Gläubige in einer Pfarrei in der Diözese Hyderabad

Hubert Gindert:

Zur Legalisierung von Cannabis – ist das Jugendschutz?

Andrea Heck fragt in der Tagespost vom 19. Mai 2023 „Eine berauschte Gesellschaft unseren Kindern vererben?“ „Cannabislegalisierung zur Entlastung von Polizei oder Gerichten oder zur Bekämpfung von Dealern und organisierter Kriminalität?“ Dazu bringt sie folgende Feststellungen: In Kanada stieg nach der Legalisierung die Zahl der Konsumenten um 50%. Das Robert-Koch-Institut stellte fest (2020) Cannabis sei die am weitesten verbreitete illegale Droge unter Jugendlichen. „Der Anteil der 15jährigen, die mindestens einmal konsumiert haben, liegt bei Mädchen bei 15,5%, bei männlichen Jugendlichen bei 22,6%. Rund die Hälfte konsumierte regelmäßig nach 30 Tagen. Der Bundesgesundheitsminister Lauterbach argumentiert, dass nach Legalisierung die Konsumenten den »reinen« Stoff bekämen“. Ist das Jugendschutz?

Michael Felten konstatiert in der selben Ausgabe der Tagespost die Halbwertszeit des THC bei 7 Tagen. Der Körper braucht einen Monat, um das THC eines einzigen Joints vollständig auszuscheiden. „Haschisch verklebt eigentlich das Gehirn. Das THC sammelt sich im Gehirn an den Synapsen als den Übergängen zwischen Nervenzellen und erschwert die Reizleitung. Von den Probierern wird jeder siebte zum Dauerkiffer. Jeder 20. steigt auf Härteres um. Kein Einsteiger weiß, ob er das Zeug wieder los wird“.

Dazu ein Text von dpa in der Augsburger Allgemeinen Zeitung (AZ) vom 12.5.23: „Zahl der Drogentoten weiter gestiegen“. Im vergangenen Jahr sind 1990 Personen an den Folgen des Missbrauchs illegaler Drogen gestorben, 164 mehr als im Jahr davor. Das sei „schockierend und alarmierend“ (Burghard Plienert, Drogenbeauftragter der Bundesregierung). „Sucht ist eine Krankheit. Sie [die Süchtigen] dürfen nicht ausgegrenzt werden“ ... „Deshalb müssen wir über Drogenkonsum, bessere Suchthilfe und Prävention“ reden.

In den vergangenen Jahren stiegen die Zahlen der Drogentoten kontinuierlich an: 2012 waren es 994 Menschen, die am Drogenkonsum starben. Hauptursache waren 2022 wieder die Opiode (1194 Tote). Dazu zählen Heroin, Morphin, Metadon oder das Schmerzmittel Fentanyl.

Zur „Suchthilfe“ wäre auch interessant, Ursachen festzustellen, warum Menschen zu Opioiden greifen. Was stärkt Menschen in ihren Problemen Opiode auszuschlagen? Gibt es dafür Untersuchungen, die verschwiegen werden, weil Medien selber eine Mitursache sind? ○

„Abtreibung per Video“

Zu einem Artikel von Paula Binz in der Augsburger Allgemeinen Zeitung (AZ, 9.5.23).

„Elena“ – sie heißt eigentlich anders – „wollte kein weiteres Kind bekommen ... wollte die Schwangerschaft schnellstmöglich beenden.“

Wer das menschliche Leben für wertvoll und schützenswert hält, wird die Ausführungen von „Elena“ als äußerst befremdend empfinden. Es geht schließlich nicht darum, sich von einer Blinddarmentzündung zu befreien. Tatsächlich geht es um ein Menschenleben, um das verfassungsmäßig geschützte Grundrecht auf Leben. Im Artikel steht u.a.: „Ich hätte nie gedacht, dass ich mich dabei so hilflos fühle ... Wer ungewollt schwanger ist, dem wird vieles an den Kopf geworfen ... Wer das so leichtfertig behauptet, hat schlichtweg keine Ahnung.“ Aus welchen Gründen sich Elena für einen Abbruch entschieden hat, möchte sie nicht in der Zeitung lesen. Elena: „Ich möchte darauf aufmerksam machen, wie schlecht die Versorgungslage (!) für ungewollt Schwangere ist, besonders in meiner Heimat Bayern. Es fehle an niederschwelligen (!) und sicheren Angeboten.“ Abbrüche mit sogenannten „Hausmitteln“ hält Elena für „lebensgefährlich“. „Das kann und darf nicht sein im Jahr 2023“.

Die schlechte Nachricht ist, dass 2022 um 9,9% mehr Schwangerschaften als im Vorjahr „abgebrochen“ wurden. Die gute Nachricht lautet: Vor 20 Jahren gab es rund 2000 Praxen und Kliniken, die abgetrieben haben, aber „bis 2018 hat sich diese Zahl fast halbiert“. In Bayern gibt es insgesamt 12 Praxen, davon in Schwaben zwei.

Elena: „Die nächstgelegenen Praxen liegen 60 bis 70 km von ihr entfernt. Ich war schockiert darüber. Wie sollen das Menschen schaffen, die nicht über die finanziellen Mittel für eine solche Fahrt verfügen“.

Elena erfuhr dann von einem Pilotprojekt von Berlin, in dem von der Frauenärztin Jana Maeffert Schwangerschaftsabbrüche per Video durchgeführt werden. Maeffert: „Alle Methoden – egal ob operativ, medikamentiv, in einer Praxis oder per Telemedizin – sind als gleichwertig zu

Auf dem Prüfstand

betrachten.“ Die Redakteurin Paula Binz berichtet dann in ihrem Artikel über die Voraussetzungen und die Vorgehensweise bei der Videoabtreibung. Elena, die von einem „Glücksfall“ berichtet, als sie von der neuen Möglichkeit erfuhr, hat die Abtreibung als sehr „selbstbestimmt“ erlebt.

Der deutsche Berufsverband der Frauenärzte (BVE) betont „Den unbedingten Bedarf, dass für Schwangerschaftsabbrüche im Notfall flächendeckend eine schnelle, sichere und niederschwellige Versorgungslösung für alle Betroffenen vorhanden sein muss ... Allerdings fehle es bislang an einer medizinisch-wissenschaftlichen Aufarbeitung und Beurteilung des telemedizinischen Schwangerschaftsabbruchs.“ Diese Beurteilung fehlt nicht nur für die Tötung ungeborener Kinder bei der Telemedizin. Generell werden Frauen, die nach der Abtreibung, z.B. psychisch damit nicht zurechtkommen, sich selber überlassen. Vielleicht ist das auch einer der Gründe, dass verantwortungsbewusste Ärzte/innen zunehmend eine Abtreibung ablehnen.

Hubert Gindert

Es gibt noch andere Krisen in unserer Gesellschaft!

Der Alt-Bundespräsident Joachim Gauck hat auf der Leipziger Buchmesse geäußert: „Vielfalt ist ein Gewinn, aber ich sehe auch, dass in bestimmten Krisensituationen eine Überforderung eintritt oder dass nicht kommuniziert wird, wie wir das schaffen.“ Dann entstehe eine Verun-

sicherung in der Gesellschaft. Gauck fordert die demokratischen Parteien auf, die Ängste der Menschen ernst zu nehmen ... „Wir müssen immer einen Weg suchen zwischen dem Frust und den Ängsten der einen und den fast missionarischen Absichten der Erneuerer.“ Gauck bezog sich auf die Masseneinwanderung und wohl auch auf die Digitalisierung von immer mehr Bereichen, die Menschen überfordern.

Es gibt auch eine Verkettung von Krisen und ihre gesellschaftlichen Folgen, die anderer Art sind als Gauck meint, die nicht in Zusammenhang gebracht werden können mit einem Schulterschluss von Rechtsextremen, Rechtspopulismus und mit sogenannten „besorgten Bürgern“. Es sind Sorgen, die in den Medien kaum angesprochen werden, weil sie selber damit verstrickt sind. Diese „besorgten Bürger“ machen sich deswegen Sorgen, weil Verfassungsartikel von den demokratischen Parteien nicht mehr so gesehen werden, wie sie dort stehen, aber keiner Interpretation bedürfen. Ich nenne Artikel 1 GG „Schutz der Menschenwürde“, Artikel 2 Absatz 2 GG „Jeder hat das Recht auf Leben und körperliche Unversehrtheit“, weiter Artikel 4, GG Absatz 2 „Die Freiheit des Glaubens, des Gewissens und die Freiheit des religiösen und weltanschaulichen Bekenntnisses sind unverletzlich.“ und „Die ungestörte Religionsausübung wird gewährleistet“ Absatz 2, sowie Artikel 5 GG Absatz 1 „Jeder hat das Recht, seine Meinung in Wort, Schrift und Bild frei zu äußern und zu verbreiten ...“

Unserer Verfassung geht eine Präambel voraus, in der es heißt: „Im Bewusstsein seiner Verantwortung vor Gott und den Menschen“ ... Wäre diese Präambel und die genannten Verfassungsartikel heute noch möglich, wenn wir unsere Gesetzgebung der letzten Jahrzehnte und insbesondere die Vorhaben der derzeitigen Ampel-Koalition, welche die „Transformation“ der Gesellschaft mit dem Programm „Vielfalt“ vorantreiben will?

Der „besorgte Bürger“ darf noch fragen, ob das Recht auf „körperliche Unversehrtheit“ gegeben ist, wenn Jugendliche entdecken, dass sie entgegen ihrem biologischen Zustand das „andere Geschlecht“ empfinden und wenn die Kostenübernahme bei

Geschlechts-Op's durch die gesetzliche Krankenversicherung angeboten wird.

Der „besorgte Bürger“ darf noch fragen, wie weit es mit dem „Recht auf Leben“ aussieht, wenn jedes Jahr 100.000 ungeborene Kinder im Mutterleib „rechtswidrig, aber straffrei“ getötet werden können und mit Föten, das sind auch Menschen, freizügig hantiert wird?

Der „besorgte Bürger“ darf noch fragen, ob Ehe und Familie noch unter dem „besonderen Schutz der staatlichen Ordnung“ stehen, weil die Verfasser der Verfassung bei der Ehe von einem Bund zwischen Mann und Frau ausgegangen sind, aber heute die Verbindung gleichgeschlechtlicher Menschen vom Staat einer Ehe gleichgestellt wird.

Der „besorgte Bürger“ darf noch fragen, ob die Legalisierung der Leihmutterchaft der Würde der Frau und dem Kind entspricht und dem besonderen „Schutz von Ehe und Familie“ gerecht wird.

Die „besorgten Bürger“ fragen sich, ob sie noch Kritik am Programm „Vielfalt“ äußern dürfen gegen Bestrebungen der Ampel-Koalition, die alle Formen von Sexualität als gleichwertig deklarieren.

Hubert Gindert

„Jedes Jahr ein anderes Geschlecht“

Zu einem Bericht von Bernhard Junginger in der Augsburger Allgemeinen Zeitung (AZ, 8.5.23)

„Das geplante Selbstbestimmungsgesetz, mit dem die Bundesregierung einen jährlichen Wechsel des amtlichen Geschlechtseintrags ermöglichen will, sorgt für heftigen Streit“. Nach den Plänen der Ampelkoalition „sollen Jugendliche ab 14 Jahren (!) und Erwachsene bald durch eine einfache Erklärung beim Standesamt die Änderung des eigenen Geschlechts und des Vornamens im Personenregister erwirken können. Dies soll jährlich neu möglich sein“. Der Gesetzentwurf stammt von der Familienministerin Lisa Paus (Grüne) und Justizminister Marcus Buschmann (FDP).

Die Bundesvorsitzende der Frauen-Union Annette Wittman-Mauz sagte: „Der Entwurf für ein Selbstbestimmungsgesetz ... muss überarbeitet

werden. Geschlechtszugehörigkeit und Geschlecht sind keine beliebigen Größen ... Die geschlechtliche Identität (sei) nicht frei wähl- oder gar mehrfach veränderbar“. Stephan Thomae, der parlamentarische Geschäftsführer der Bundestags FDP meint zum Vorhaben: „Bisher müssen Menschen, die sich einem anderen Geschlecht zugehörig fühlen als ihrem biologischen, oder Menschen, die nicht eindeutig einem Geschlecht zuzuordnen sind, ein sehr entwürdigendes und intimes Verwaltungsverfahren durchlaufen, wenn sie den Geschlechtseintrag ändern lassen wollen“. Mit dem Selbstbestimmungsgesetz will die Ampelkoalition das Transsexuellen-Gesetz von 1980 ablösen. Seit 2011 ist keine medizinische Angleichung der Geschlechtsmerkmale durch Operationen oder Hormonbehandlung für eine Änderung des Eintrags erforderlich. Künftig sollen Jugendliche ab 14 Jahren beim Amt frei aus den vier Möglichkeiten „weiblich“, „männlich“, „divers“ und „keine Angaben“ wählen können. Eltern und Sorgeberechtigte müssen zustimmen. Die Vorsitzende der Frauen-Union meinte dazu: „Die vorgesehenen Regelungen zum Jugendschutz sind völlig unzureichend. Wer Angesichts der in die Höhe schnellenden Zahlen von Mädchen, die ihr Geschlecht ändern wollen, den Transitionswunsch nicht hinterfragt, wird seiner staatlichen Verantwortung nicht gerecht“.

Die Ampelkoalition behauptet: „Durch die Reform entstehe kein Anspruch auf Zugang zu geschützten Räumen. Im Kriegsfall soll eine Änderung des Geschlechtseintrags nicht vor Einberufung schützen. Auch in Bezug auf Sport, Wettkämpfe, Umkleidekabinen, den Strafvollzug oder Quotenregelungen gibt es Klarstellungen und Sonderregelungen. Für Menschen, die sich im falschen Körper gefangen fühlen oder sich in das Schema von weiblich und männlich nicht klar verorten können“, hält der Redakteur der AZ eine Reform für nötig.

Die Ampelkoalition will mit der Herabsetzung des Alters für die „Reform“ die Jugend als „selbstbestimmt“ ködern. Sie weiß, dass Jugendliche im Alter von 14 Jahren leicht manipulierbar sind und sie lockt unverantwortlich zu Geschlechtsumwandlung indem sie die Kosten dafür der Allgemein-

heit aufbürdet. Die Ampelkoalition spricht auch nicht von den Schäden die entstehen, wenn eine Rückkehr in das ursprüngliche biologische Geschlecht gewünscht wird. Die Ampel ist keinesfalls die Koalition der „Freiheit“. Denn Konversionen für Homosexuelle, auch wenn diese das selber wünschen, sind verboten. Menschen, die LGBT-Pädagogik aus religiösen Gründen für sündhaft ansehen und das äußern, müssen künftig mit Strafe rechnen.

Hinter der Manipulation zur Umwandlung der Geschlechtlichkeit steckt auch eine Sicht des Menschen, der sich frei machen will vom Satz des Schöpfungsberichts „Gott erschuf den Menschen, als Mann und Frau erschuf er sie“. Es ist der lächerliche Versuch, Gott zu entthronen.

Hubert Gindert

Gebetsmeinung des Hl. Vaters im Juli 2023

Für ein Leben aus der Eucharistie Beten wir, dass Katholikinnen und Katholiken die Feier der Eucharistie zur Mitte ihres Lebens machen, welche die menschlichen Beziehungen in tiefer Weise wandelt und zur Begegnung mit Gott und allen ihren Schwestern und Brüdern öffnet.

Foto- und Quellennachweise:

195–197 Ich rufe dich bei deinem Namen, Informationszentrum Berufe der Kirche, Freiburg, 1983, S. 18, 21, 23, 26, 40, 41; **199** Das große Lexikon der Malerei, westermann, 1982 S. 226; **200** commons.wikimedia By Giorces - Own work, CC BY 2.5; **201** Das große Lexikon der Malerei, westermann, 1982 S. 137; **202** unsplash Nigel Tadyanehondo; **203** unsplash Mike Mitchell; **204–205** Kirche in Not (ACN); **206** R. M. Quispe: Paintings of Cusco, Haynanka ediciones, 2015, S. 109; **207** Caritas, Katalog, M. Imhof Verlag, 2015, Erzbisch. Diözesanmuseum, S. 163; **208** AZ/Missio-Folienbox JVA Bochum; **209** A. Zimmer; **210–211** Thomas Alber: Aufrecht bis zum Schafott. Willi Graf und die „Weiße Rose“, S. 117, 203; **212** unsplash Hans Veth; **213** pexels Jesús Esteban San José; **214** Associação Cultural Católica Guido Schäffer; **215** L. Gschwind; **216, 218** © Kirche in Not; **217** © Magdalena Wolnik/Kirche in Not; **219** unsplash Alejo Reinoso; **224** Lit.: Symeon der Neue Theologe, Licht vom Licht, Hymnen, Hrsg. Detlef Weigt, übersetzt von Kilian Kirchoff, Norderstedt 2020; Foto: H. Moll: Zeugen für Christus, Bd. I, F. Schöningh, 2010, S. 749

Titelbildbeschreibung



Heimsuchung

In San Martino (Asti) malte Giovanni Carlo Aliberti (1670 – 1727) um 1708 diese „Heimsuchung“. Die Begegnung der beiden schwangeren Frauen Maria und ihrer Base Elisabeth findet hier, wie der Bildhintergrund zeigt, aus Höflichkeit vor dem Haus des Zacharias statt. Nach der Bibel begrüßt Maria Elisabeth erst im Hause (Lk 1, 40). Zu sehen ist hier die Situation eine Sekunde bevor sich die beiden Frauen körperlich begegnen. Nur noch einen Millimeter sind ihre Hände entfernt. Die trennende Wirkung der Säule im Hintergrund erhöht noch diese Spannung. Ihre Schwangerschaft wird nur zart angedeutet. Elisabeth spricht hier gerade: „Du bist gebenedeit unter den Frauen und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes!“ (Lk 1, 42) und weist deshalb als Sprechende mit einem Finger der rechten Hand auf sich. Während Maria ihre traditionelle Kleidung in den Primärfarben rot (Kleid) und blau (Mantel) trägt, ist Elisabeth in sekundärfarbigem Kleidern gewandet. Hinter Elisabeth zeigt sich ihr Mann Zacharias mit Bart. Er ist nach den Tagen seines Dienstes im Tempel zu Hause (Lk 1, 24). Neben Maria erkennt man Joseph mit einem Stock. Dieser weist ihn vordergründig als Wanderer aus. Der Stock erinnert aber auch daran, dass, bei der Verlobung Josephs mit Maria, sein dürrer Stock zu blühen begann. Zwar ist Joseph in der Bibel an dieser Stelle nicht erwähnt, es war jedoch damals nicht vorstellbar, dass eine Frau allein übers Gebirge gereist wäre (Lk 1, 39). Hinter Maria zeigt sich, wie öfters in Heimsuchungsbildern, eine Dienerin, welche Gepäck auf ihrem Kopf trägt, denn Maria blieb ja etwa drei Monate bei Elisabeth (Lk 1, 56). Das bekannteste Heimsuchungsbild mit einer solchen Dienerin stammt von Peter Paul Rubens.

Alois Epple

Wir gratulieren

Gerhard Stumpf

Studiendirektor a.D. Gerhard Stumpf konnte am 15. Juni 2023 im Kreise seiner großen Familie seinen achtzigsten Geburtstag feiern. Herzlichen Glückwunsch!

Gerhard Stumpf ist Mitglied der Redaktion unserer Zeitschrift „Der Fels“, Redakteur der „IKW – Informationen aus Kirche und Welt“, Vorsitzender des Fels-Vereins e.V., Vorsitzender des „Initiativkreises katholischer Laien und Priester in der Diözese Augsburg e.V.“ und Organisationsleiter der „Theologischen Augsburger Sommerakademie“. Darüber hinaus arbeitete er auch mit bei der Vorbereitung der Kongresse „Freude am Glauben“.

Wie kann ein Mensch so viele Aufgaben bewältigen? Er wird unterstützt von seiner Familie und angespornt von seiner Liebe zur Kirche. Sie ist nach seiner Überzeugung Stiftung Jesu Christi, die nach seinem Vermächtnis vom Papst geleitet wird und die Sakramente verwaltet. Damit hat sie dem Heil der Menschen zu dienen. Dies bewusst zu machen, ist sein Anliegen in all seinen Ehrenämtern. Hierbei helfen ihm seine Gelassenheit und seine wissenschaftliche Bildung in Theologie und den Sprachwissenschaften. Wenn die papsttreuen Katholiken in Deutschland heute eine Stimme haben, so hat auch Gerhard Stumpf einen Anteil daran. Möge ihm Gott seine Mühen vergelten! Die Mitglieder des Redaktionsteams des FELS danken Gerhard Stumpf von Herzen und rufen ihm ein kräftiges ad multos annos zu.



80

Im Namen seiner Freunde
Das Redaktionsteam des „Fels“

Gerhard Braun

Als in Antwort auf das Kirchenvolksbegehren „Wir sind Kirche“ von 1996 in Deutschland in rascher Folge Initiativkreise gegründet wurden, geschah dies auch im Bistum Speyer. Sprecher dieser Initiative war Gerhard Braun aus Böhl-Iggelheim.

Als Mitarbeiter eines großen Unternehmens waren ihm organisatorische Aufgaben vertraut. Hinzu kamen eine geschickte Hand und seine ausgleichende Art, mit Menschen umzugehen. Deswegen wurde er von seinen Freunden zum Sprecher der Vereinigung der Initiativkreise bzw. Aktionsgemeinschaften gewählt.

Als sich im Jahr 2000 nach einem vorausgehenden Treffen mit Erzbischof Dyba Vertreter von Initiativkreisen und weitere Persönlichkeiten zum „Forum Deutscher Katholiken“ zusammenschlossen, war Gerhard Braun Gründungsmitglied dieser Vereinigung. Ziel des „Forum Deutscher Katholiken“ ist es, Katholiken, die zur Lehre der Kirche, zum Papst und den mit ihm verbundenen Bischöfen stehen, zu sammeln, die Kongresse „Freude am Glauben“ durchzuführen und weitere Initiativen zu ergreifen. Von 2003 bis 2018 war Gerhard Braun zweiter Vorsitzender des „Forum Deutscher Katholiken“. In dieser Eigenschaft hat er wesentlichen Anteil an der Vorbereitung und Durchführung der Kongresse „Freude am Glauben“. Gerhard Braun konnte am 12. Juni seinen 85. Geburtstag feiern. Wir gratulieren ihm und danken ihm mit einem herzlichen „Vergelt's Gott!“



85

Im Namen der Freunde
Prof. Dr. Hubert Gindert

Veranstaltungen

30. Theologische Sommerakademie vom 4. bis 7. September 2023

Haus St. Ulrich in Augsburg – **Wegweisungen aus dem Zweiten Vatikanischen Konzil**

mit: Prof. Dr. Dr. Ralph Weimann: *Schwierigkeit mit der richtigen Interpretation des Konzils. Ursachen, Hintergründe und Lösungsansätze* | Spiritueller Tag in Wettenhausen und in Marienfried mit geistlicher Kirchenführung, Klosterführung, | Sr. Theresia Mende OP: *Wahre und falsche Reform – ein Blick auf die Sendschreiben a. d. Gemeinden in Kleinasien in Offb 2-3* | Pfarrvikar Dr. Achim G. Dittrich: *Die Mariologie des II. Vatikanum und ihre Entfaltung durch die hl. Päpste Paul VI. und Johannes Paul II.* | Prof. Dr. Marius Reiser: *Die Befreiung der katholischen Exegese im 20. Jahrhundert* | Prälat Prof. Dr. Helmut Moll: *„Die allgemeine Berufung zur Heiligkeit“ nach Lumen Gentium und die Heiligsprechung deutscher Glaubenszeugen in nachkonziliarer Zeit* | Dr. Monika Born: *Josef Piepers Schriften – als notwendige Klärungsversuche – in Reaktion auf Konzil und Liturgiereform*; | Pfarrer Wolfgang Tschuschke: *„... die katholische Kirche in ihrer Autorität und Präzision“ (Romano Guardini) – Religiös gegründeter Gehorsam des Willens und Verstandes gemäß den Weisungen des Zweiten Vatikanischen Konzils* | Gerhard Ludwig Kardinal Müller: *Dienst und Sendung des Priesters nach dem II. Vatikanum*; | Abschlussmesse: Zelebration und Predigt: Gerhard Ludwig Kardinal Müller, Rom
Änderungen im Programm sind möglich, Ergänzungen werden mitgeteilt.

Anmeldung: Gerhard Stumpf, Nordfeldstraße 3, 86899 Landsberg, Tel.: 08191-22687, E-Mail: stumpf@ik-augsburg.de

Maria Vesperbild



Fatimatage
Fatimapilgertage an
jedem 13. eines Monats, 7:30 / 8:30
Uhr hl. Messopfer • 9.30 Uhr Auss. des
Allerheiligsten, Ro.kranz, sakr. Segen •
10.15 Uhr: feierl. Pilgeramt • 11.15 Uhr:
Erneuerung der Weihe an das Unbefleckte
Herz Mariens • 11.30 Uhr: Weihe von
Andachtsgegenständen in der Anbetungs-
kapelle • 14.50 Uhr – 15.10 Uhr: Beicht-
gel. • 15.00 Uhr: Fatimagebetsstunde •
18.40 Uhr: Rosenkranz, sakr. Segen •
19.15 Uhr: Hl. Messopfer

Mehr unter www.maria-vesperbild.de

Spendenaufwurf

DER
FELS

Liebe FELS-Leser,

Bitte unterstützen Sie uns weiterhin ausreichend finanziell.

Ein herzliches Vergelt's Gott für Ihr Wohlwollen
Herzlichst Ihre Fels-Redaktion

Gebetsstätte Marienfried



Alle Termine finden Sie
unter:
www.marienfried.de
Marienfriedstr. 62,
89284 Pfaffenhofen a. d. Roth
Telefon 07302-9227-0
mail@marienfried.de

Anschriften der Autoren dieses Heftes

- Dr. Christina Agerer-Kirchhoff
Schneider-Ulrich-Weg 4,
80999 München
- Diakon Raymund Fobes
Zillenweg 8, 85051 Ingolstadt
- Prälat Pfr. Ludwig Gschwind
Hl.-Kreuz-Str. 1, 86513 Ursberg
- KIRCHE IN NOT/
Ostpriesterhilfe Deutschland e. V.,
Lorenzonstr. 62, 81545 München
- Prof. Dr. Reinhold Ortner
Birkenstr. 5, 96117 Memmelsdorf
- Hermann Rieke-Benninghaus
Juttastr. 22, 49413 Dinklage
- Prof. Dr. Dr. Ralph Weimann
Pontificio Collegio Teutonico
Via della Sagrestia 17
V-00120 Citta del Vaticano
- Pastoralreferent Alfons Zimmer
Am Füllort 3c, 44805 Bochum
- Ursula Zöllner
Karlstr. 3, 63793 Aschaffenburg

DER FELS - Katholische Monatsschrift. Gegründet 1970 von Pater Gerhard Hermes SAC

Verlag: Der Fels-Verein e.V.

Herausgeber: Der Fels-Verein e.V.

Verantwortlicher Redakteur: Prof. Dr. Hubert Gindert

Redaktion: Eichendorffstr. 17, D-86916 Kaufering, Tel.: 08191/966744, Fax: 08191/966743,

E-Mail: Redaktion:Hubert.Gindert@der-fels.de Bestellung: Renate.Gindert@der-fels.de

Verlagsleitung: ebendort, Grafik und Layout: Renate Gindert, Bernau;

Druck: Mayer & Söhne, Druck und Mediengruppe GmbH, 86551 Aichach

DER FELS erscheint monatlich im Umfang von 32 Seiten.

Bestellung: An den Fels-Verein e.V., Postfach 1116, D-86912 Kaufering

Einzahlung Deutschland: Konto Fels e.V.:

VR-Bank Landsberg-Ammersee eG: Der Fels e.V. KontoNr.: 5147522, BLZ: 700 916 00

IBAN: DE46 7009 1600 0005 1475 22 BIC: GENODEF1DSS

Postbank München: Der Fels e.V. KontoNr.: 903 166 809, BLZ: 700 100 80

IBAN: DE59 7001 0080 0903 1668 09 BIC: PBNKDEFF

Österreich: Bestellungen wie oben, Raiffeisenlandesbank Oberösterreich, Fels e.V.,

IBAN: AT28 3400 0079 0449 2807 BIC: RZ00AT2L

Schweiz: Bestellungen wie oben, Post Finance: Der Fels e.V. Nr.: 60-377 132-6

IBAN: CH80 0900 0000 6037 7132 6 BIC: POFICHBEXXX

Für übrige EU-Länder: Bestellungen wie oben, Der Fels e.V.

IBAN: DE46 7009 1600 0005 1475 22 BIC: GENODEF1DSS

Pater Kilian Kirchhoff OFM

„Mit lauten Liedern lob ich deine Güte“ (Symeon)

Josef Kirchhoff wurde am 17. Dezember 1892 in Rönkhausen (Sauerland) als achtes Kind der Eheleute Johann Heinrich Kirchhoff und Maria Katharina, geborene Huxol, geboren. Bereits mit 13 Jahren war Josef Kirchhoff Vollwaise und wuchs als Pflegekind auf. Er besuchte das Missionskolleg der Franziskaner St. Ludwig bei Vlodrop in den Niederlanden. Am 19. April 1914 wurde er in den Franziskanerorden aufgenommen. Er erhielt den Ordensnamen Kilian. Am 1. April 1922 empfing er im Paderborner Dom die Priesterweihe. Sein Orden setzte ihn als Seelsorger an verschiedenen Orten ein.

Pater Kilian wird auf einen Heilig-Geist-Hymnus von Symeon, dem Neuen Theologen, aufmerksam. Die Lobgesänge des byzantinischen Mönches (949-1022) und weitere gottesdienstliche Hymnen sind Schätze, die im Westen weitgehend unbekannt sind. Kilian erforscht und übersetzt in seiner freien Zeit die Hymnendichtung des Ostens und veröffentlicht ein umfangreiches Werk: Licht vom Licht (1930), Hymnen der Tagezeiten (1934-1937), Osterjubiläum (1940), Marienhymnen (1940), Totenhymnen (1940), Dreifaltigkeitshymnen (1940). Die Gesänge der

Ostkirche erfüllen ihn so sehr, dass er ein Brückenbauer zwischen Ost und West genannt werden kann.

Nach der Denunziation durch die Tochter einer befreundeten Familie wurde Kirchhoff am 21. Oktober 1943 wegen regimekritischer Äußerungen von der Gestapo verhaftet. Im anschließenden Prozess in Berlin begründete die Zeugin die Denunziation mit ihrem Hass auf Priester, da sie Gegner des Nationalsozialismus seien.

„Was liegt uns an der byzantinischen Kirche?“, fragte der Präsident des Volkgerichtshofs Roland Freisler angesichts der Leistungen von Pater Kilian. „Was tun wir mit Marienhymnen? Wir müssen siegen!“ Anschließend verurteilte er den Franziskanerpater am 7. März 1944 zum Tode. Zur Begründung nannte er „feindliche Äußerungen“ gegen Hitler-Deutschland. Zahlreiche schriftliche Gnadengesuche, darunter auch von einer Gruppe von

Theologen und Orientalisten verschiedener Universitäten, blieben erfolglos.

Pater Kilian diktierte einem Mitbruder nach der Verurteilung: „[...] Ich sterbe eines grausamen Todes, damit Christus, der König, lebt und herrscht in unserem Vaterlande. Ich

sterbe, um zu Christus zu kommen, um Christus zu schauen, um mit Christus zu leben. Ich verlasse die unselige Welt und gehe zum Vater der Lichter und der glückseligen Ewigkeit. Vater, in deine Hände empfehle ich meinen Geist! Gott Vater im Himmel, erbarme dich meiner! [...]“



Das Todesurteil wurde am 24. April 1944 in Brandenburg-Görden durch Enthaupten vollstreckt. Der Leichnam wurde verbrannt. Die Urne wurde am 1. April 1950 in der Gruft des Franziskanerklosters Werl bestattet.

Hermann Rieke-Benninghaus